



Kinder & Jugend

**Formen Sozialer Arbeit mit Jugendlichen
unterschiedlicher sozialer Herkunft und
Lebenslagen am Beispiel von Fanszenen**



Expertise zum 10. Kinder- und Jugend-
bericht der Landesregierung NRW

Formen Sozialer Arbeit mit Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Herkunft und Lebenslagen am Beispiel von Fanszenen

Expertise zum 10. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW

Sven Kathöfer und Prof. Dr. Jochem Kotthaus

Im Auftrag des Ministeriums für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen

Fachhochschule Dortmund
FB Angewandte Sozialwissenschaften
Emil-Figge-Straße 44
44227 Dortmund

Juni 2014

Inhaltsverzeichnis

	Einleitung	4
1.	Grundlagen	5
	1. 1 Struktur und Eingriffslegitimation der Sozialen Arbeit sowie Einordnung von Fanarbeit	5
	1. 2 Formen der Sozialen Arbeit in methodischer Hinsicht	6
	1. 3 Professionsverständnis	8
	1. 4 Diskussion im Rahmen dieser Expertise	10
2.	Jugend als „besonderes Handlungsfeld“ der Sozialen Arbeit	11
	2. 1 Jugend und Sozialisation	11
	2. 2 Individualisierungsprozesse moderner Gesellschaft	13
	2. 3 Szene als neue Orte der Vergemeinschaftung	16
	2. 4 Diskussion im Rahmen der Expertise	17
3.	Die Bedeutung des Sports in der Sozialstation des Menschen	17
	3. 1 Der Blick auf den Platz	18
	3. 2 Der Blick auf die Ränge: Sport als moralisches Lehrstück und Projektionsfläche juveniler Admiration .	21
	3. 3 Diskussion im Rahmen dieser Expertise	22
4.	Fanarbeit im Fußball	23
	4. 1 Fantum in Szenen	23
	4. 2 Szene, Fans und Fußball	24
	4. 3 Das Objekt der Begierde: der moderne Fußball	25
	4. 4 Die Struktur der Fans	27
	4. 5 Diskussion im Rahmen dieser Expertise	30
5.	Soziale Arbeit mit Fußballfans	30
	5. 1 Konzeption derzeitiger Fanarbeit	30
	5. 2 Soziale Herkunft	31
	5. 3 Soziale Ungleichheit	32
	5. 4 Diskussion im Rahmen dieser Expertise	33
6.	Fazit	33
	Literatur	37
	Impresum	46

Einleitung

Noch 1998 stand für Wilhelm Hennes, damaliger Sicherheitsbeauftragter des Deutschen Fußballbundes, außer Frage, dass die Aufgabe von Fanprojekten im Fußball nur eine einzige sein kann: „Ziel kann nur sein, die Eindämmung von Gewalt, die Verringerung der Gewalttäter“ (Hennes 1998, S. 11). Neben der präventiven – eben der sozialpädagogischen Arbeit – seien hierzu restriktive Maßnahmen wie die Stadionverbote notwendig. Eine Hooliganszene, zu dieser Zeit die Begründung für die (Teil-)Finanzierung sozialarbeiterischer Stellen, gehöre nicht zum Fußball und müsse auf Dauer verschwinden.

15 Jahre später sind die identifizierten und markierten Protagonisten und sehr viel seltener Protagonistinnen von gewalttätigem Verhalten Andere geworden. Aus dem „Hooligandiskurs“ ist ein „Ultradiskurs“ geworden (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013, S. 272). Hier werden einzelne Vorfälle, wie Auseinandersetzungen untereinander, mit der Polizei oder das Abbrennen von „Pyros“ (sprichwörtlich und tatsächlich) in der Mitte des Bildes montiert, so dass sie den gesamten Bedeutungsinhalt von Fußball, Fan- und Ultratum auszumachen scheinen. Diese Konzentration auf das Außergewöhnliche, so Zifonun (2008), bindet die gesamte Aufmerksamkeit und alle diskursiven Ressourcen. Der heute verstärkt medial geführte Ultradiskurs, welcher den Tätern rundweg die Berechtigung abspricht, überhaupt „Fans“ sein zu dürfen, ermöglicht es den Verantwortlichen auf zwei zentrale Arten zu reagieren: „In der Skandalisierung der Ereignisse bestätigen sie sich und dem Publikum ihre Aufmerksamkeit für gesellschaftliche bedrohliche Ereignisse, ihre Kompetenz für die Deutung der Ursachen solcher Vorkommnisse und ihren Willen zur Bewahrung gesellschaftlicher Ordnung. In der Moralisierung wird die moralische Verfehlung der ›abweichenden Subjekte‹ durch moralische Empörung erwidert und ausgeglichen. Am Ende des Zyklus steht die Selbstbestätigung der moralischen Eliten und die Affirmation der Gültigkeit der bestehenden sozialen Ordnung“ (Zifonun 2008, S. 184). Im Ergebnis reduziert sich die sozialarbeiterische Aufgabe dann auf die „Gefahrenabwehr“ sowie die Exklusion potentieller „Störer/innen“ und verhindert dadurch, dass sich andere Ziele der Sozialen Arbeit mit Fans überhaupt formulieren lassen. Der Arbeitsnachweis, so könnte man sagen, besteht in der Abwesenheit von Störungen und der Durchführung des reibungslosen Spielbetriebs.

Hier macht sich ein Dilemma bemerkbar: Die Soziale Arbeit im Fußball steht im Fokus medialen Interesses, da es sich beim Fußball um eine, wenn nicht die, massenmedial kommunizierte Sportart handelt (vgl. Brandt et al. 2012). Dies schafft auf der einen Seite Möglichkeiten wie die Finanzierung von Stellen, auf der anderen erhöht

sich der Druck, schnell und offensichtlich zu Erfolgen zu gelangen – eben durch die Abwesenheit von abweichendem Verhalten. Die Erörterungen dieser Expertise werden sich dieser Funktionalität nur bedingt anschließen. Soziale Arbeit ist natürlich auf die Bearbeitung von sozial als nicht wünschenswertem Verhalten ausgerichtet, gerade jedoch weil die Bearbeitung von „Störverhalten“ öffentlich primär kommuniziert wird, verengt sich hier der pädagogische Blick.

In dieser Expertise wird ein etwas anderer Weg vollzogen. Von Interesse ist es hier, die Perspektive der Sozialen Arbeit in ihrer Tätigkeit mit Sportfans theoretisch zu begründen und darauf folgend, didaktische Hinweise zu geben. Es geht an dieser Stelle nicht darum, pädagogische Ziele konkret zu formulieren. Die grundsätzliche Idee ist es stattdessen, die Skizze einer didaktischen Konzeption zu bieten, auf deren Fundament Soziale Arbeit mit Fans unterschiedlicher Lebenslagen und unterschiedlicher sozialer Herkunft erfolgen kann. Zu einer solchen Konzeption ist die fundierte und ausführliche theoretische Grundlegung, der umfängliche Anschluss an den State of the Art selbstverständlich. Unsere Frage ist es hier, inwieweit einem in Disziplin und Praxis weithin unbestrittenen Ansatz der Lebensweltorientierung Rechnung getragen werden kann, ohne dabei die beobachtbare Realität in den Stadien – in welchen sich Menschen unterschiedlicher Herkunft unter dem Thema „Fußball“ zusammenfinden – zu vernachlässigen. Wie kann also, könnte man fragen, bei aller Akzeptanz der Unterschiedlichkeit der individuellen Lebenswelten und sozialen Herkunft gleichzeitig ein Weg gefunden werden, den thematischen Zusammenhalt von Fangruppen didaktisch einzubinden? Wie lassen sich so unterschiedliche Ansätze wie das Szenemodell als neue Form (juveniler) Vergemeinschaftung (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b) mit dem Ansatz individueller unterschiedlicher sozialer Ressourcenausstattung (soziale Herkunft/Ungleichheit) versöhnen (vgl. Hradil 2004)?

Zum Gang der Argumentation

Da nicht davon ausgegangen werden kann, dass alle Leserinnen und Leser über Kenntnisse der Eingriffslegitimationen, Geschichte und Handlungsfelder der Sozialen Arbeit verfügen, werden diese zunächst im ersten Kapitel kurz erörtert. Aus der Art der pädagogischen Intervention und ihrer Legitimation ergibt sich praktisch zwangsläufig eine Diskussion des sozialarbeiterischen Methodenrepertoires – beides muss aufeinander abgestimmt sein. Das Kapitel schließt mit der Frage nach der Beschaffenheit der Sozialen Arbeit als Profession. Dieser Gedanke wird insbesondere in der Diskussion der

professionellen Handlungsspielräume und -probleme im Verlauf der Expertise aufgegriffen und weiter erörtert. Das zweite Kapitel dieser Arbeit bezieht sich auf die gesellschaftlichen Grundlagen der sozialarbeiterischen Fanarbeit sowie deren Auswirkungen unter geänderten gesellschaftlichen Bedingungen. Auf Grundlage sozialisationstheoretischer Ansätze wird die Bedeutungsver-schiebung von Jugend und Jugendlichkeit im Licht einer individualisierten Gesellschaft, in der Institutionen ihre quasi zwangsläufige Bindungskraft und damit ihre sozia-lisierende „Vorhersagbarkeit“ zunehmend verlieren, dis-kutiert (vgl. Beck 1986; Hitzler/Niederbacher 2010b). Hieraus ergibt sich für das Individuum die zunehmende Notwendigkeit, biographische Sequenzen selbst auszu-wählen und zusammenzustellen. Für die Soziale Arbeit bedeutet diese Entwicklung den Verlust der Klarheit bio-graphischer und sozialisationstheoretischer Vorannah-men – konzeptionell äußert sich dies in der Entwicklung eines lebensweltorientierten Arbeitsmodelles, welches der individuellen Realitätsdeutung eine zentrale Stellung zumisst. Bringt man Individualisierung, verändertes Ver-ständnis von Jugend und Lebensweltorientierung zusam-men und kontextualisiert dies mit jugendlicher Soziali-tät, also dem Bedürfnis nach einer Vergemeinschaftung, dann wird dies mit dem Szenekonzept (vgl. Hitzler/Nie-derbacher 2010b) erklärlich.

Obschon Bezüge zum Sport, insbesondere zum Fußball und der dortigen Fanarbeit bereits im ersten und zweiten Kapitel erstellt werden, erfolgt eine systematische Dar-stellung von aktivem und passivem Sport im dritten Ka-pitel. Zentral ist hier die Annahme, dass aktiver Sport in der Breite weder notwendiger Weise die ihm zugeschrie-benen Effekte im Rahmen der jugendlichen Sozialisation entfaltet noch sich über ihn ein Zugang zu Jugendlichen eröffnen lässt. Passiver Sport, d. h. Zuschauer- und Fan-tum, für die Soziale Arbeit jedoch ein deutliches Mehr an Möglichkeiten bietet.

Dieses Fantum wird im vierten Kapitel dieser Expertise aufgeschlüsselt. Dargelegt wird der Forschungsstand in Bezug auf Wesensmerkmale, Kategorien und Typisierun-gen von Fans. Grundlage hierfür ist ein Verständnis des modernen Fußballs, welcher – analog zu dem Verständ-nis von Jugend und Sozialisation – in den letzten Jahr-zehnten ebenfalls wesentliche Veränderungen durchlau-fen hat. In diesem Kapitel wird das Szenekonzept dann auch konkret auf Fußballfans angewendet und eine we-sentliche Schwäche in der Verwendbarkeit für die Soziale Arbeit deutlich gemacht: Der Szeneansatz ist gerade von Offenheit gegenüber allen „potentiellen Mitgliedern“ ge-kennzeichnet. Unter der Fragestellung der Interventions-praxis und -legitimation Sozialer Arbeit benötigen jedoch nicht alle Teilnehmer/innen einer Szene sozialarbeiteri-sche Unterstützung. Es wird deshalb abschließend auf

das Konzept sozialer Ungleichheit rekurriert und dieses mit dem Szeneansatz in Verbindung gebracht. Zentrale Idee ist es hier, „Szene“ als thematischen Zugang zu Fuß-ballfans zu gewinnen, „soziale Ungleichheit“ als ein mög-liches Merkmal, um Unterstützungsbedarf zu identifizie-ren. Dies geschieht angesichts von zwei Überlegungen: Die Ressourcen einer sozialarbeiterischen Fanarbeit er-lauben es in keinem Falle, die gesamte Fanszene zu bear-beiten (vgl. Koordinationsstelle Fanprojekte bei der Deut-schen Sportjugend, nachfolgend KOS 2012, S. 6 ff.). Es müssen also Auswahlprinzipien gesetzt werden. Diese können sich an Prinzipien sozialer Ungleichheit orientie-ren, da der potentielle Unterstützungsbedarf hier ange-nommen werden kann. Ein solcher Gedanke bezieht sich jedoch bereits an dieser Stelle ausdrücklich nicht auf ein-fachkausale Wirkungsverläufe von Armut und Gewalt – er begründet das Unterstützungshandeln Sozialer Arbeit im Fußballsport schlechthin. Das Motto dieser Exper-tise lautet also: Weg von Gewaltprävention, hin zu einer lebensweltorientierten, individuenbezogenen Arbeit mit Szenen.

1 Grundlagen

1.1 Struktur und Eingriffslegitimation der Sozialen Arbeit sowie Einordnung von Fanarbeit

Die Eingriffslegitimation der Sozialen Arbeit erklärt sich wechselwirkend aus den ihr übertragenen Aufgaben-bereichen und dem Erkennen eines Defizits, einer Ab-weichung von dem „Normal“ individueller und gesell-schaftlicher Entwicklung sowie der Annahme, dass eine dauerhafte und weitreichende Etablierung dieses Miss-standes nicht nur den und die Einzelne, sondern das so-ziale Ganze an sich gefährden kann (vgl. Urban 2004; Heiner 2010; Galuske 2011). Historisch entstehen diese Aufgaben aus dem Umgang mit individueller Armut, un-zureichenden Lebensbedingungen sowie materieller Ver-wahrlosung von Erwachsenen einer- und der Bearbeitung bzw. Vorbeugung von moralischer Zerrüttung, drohender Delinquenz und unzureichender Erziehung/Sozialisation andererseits (Schilling 2005, S. 17-119). Beide Ansätze hän-gen miteinander zusammen.

Die Aufgabenbeschreibungen der Sozialen Arbeit sind in hohem Maße von ihrer eigenen Theorie und einem fort-schreitenden Forschungsstand abhängig. Nach Mühlum befinden sich Profession und Disziplin seit 1992 in ihrer vierten Theoriephase. Diese ist durch das Bemühen um einen eigenen, empirisch methodisch sauber erhoben und analysierten, wissenschaftstheoretisch fundierten Kern gekennzeichnet. Nicht mehr das Wissen der Sozia-len Arbeit soll aus den Bezugswissenschaften abgeleitet

und mehr oder minder unkritisch zur Anwendung gebracht werden, die Referenzpunkte der handlungspraktischen Interventionen sind vielmehr aus einer disziplinär einmaligen Perspektive zu begründen. Die in Praxis und Disziplin noch immer vorherrschende Ambivalenz zwischen dem Auftrag der Bearbeitung von Hilfebedarf und abweichendem Verhalten sowie dem Erkennen, dass die Teilnahme an kapitalistischen Produktionsbedingungen ebenso Ausgangspunkt des Unterstützungsbedarfs wie Ziel der sozialarbeiterischen Maßnahmen darstellen (können), erklärt sich aus einer politisch stark aufgeladenen Theoriephase (1973-1991), welche sich als noch immer virulent darstellt (vgl. Mühlum 2004, S. 19-22).

Hieraus haben sich eine Vielzahl von aktuellen Arbeitsfeldern differenziert, welche sich zum Teil erheblich in Zielgruppe, Aufgabenzuschnitt, erforderlichen Kompetenzen und Wissensbeständen unterscheiden (vgl. Galuske 2011). Eine eindeutige und allgemein als verbindlich akzeptierte Gliederung der Aufgabenbereiche Sozialer Arbeit liegt nicht vor. Dies begründet sich vor allem darin, dass eine berufsständische Organisation, welche die Berufsausübung kontrollieren würde (wie dies in der Humanmedizin oder den Rechtswissenschaften völlig selbstverständlich ist), in der Sozialen Arbeit nicht vorliegt. Somit können Autorinnen und Autoren in eigenem Ermessen die Tätigkeiten der Praxis immer wieder neu akzentuieren. Homfeldt/Schulze-Krüdener (2003) beziehen sich eher auf die Institutionen, an denen Soziale Arbeit ihre Adressatinnen und Adressaten trifft: Familie, Schule, System des Politischen etc.. Erler (2010) zielt wiederum auf Aufgabenbereiche. In dieser Expertise wird die Einordnung in Praxisfelder (vgl. Chassé/von Wensierski 1999) aufgegriffen, das Gesamt der Sozialen Arbeit wird hier in sechs Teilbereiche gegliedert. Dies ist namentlich zunächst die Kinder- und Jugendhilfe (frühkindliche Bildung, offene Jugend- und Kulturarbeit, Schulsozialarbeit, Jugendgerichtshilfe und Jugendhilfeplanung) sowie die Erziehungs- und Familienhilfe (ambulante Erziehungshilfe, Familienberatung und -bildung sowie Trennungs- und Scheidungsberatung, sozialpädagogische Familienhilfe, Heimerziehung, Adoptions- und Pflegekinderwesen und Vormundschaften). Als weitere Arbeitsbereiche sind die Altenhilfe, die Soziale Arbeit mit Frauen (Frauenbüros und -zentren, Arbeit im Frauenhaus) sowie die Arbeit mit Benachteiligten und Menschen in Armut (Soziale Arbeit mit Menschen in prekären Lebenslagen, Sozialhilfe, Schuldner/innenberatung, sozialpolitische Initiativen) aufgeführt. Chassé/von Wensierski eröffnen zudem eine Restekategorie für weitere Beratungsangebote (Schwangerschaftskonfliktberatung, Sucht- und Drogenhilfe), sozialpsychiatrische Dienste und Dienste im Gesundheitswesen, Straffälligenhilfe, Soziale Arbeit für Menschen mit Migrationshintergrund sowie Unterstützung von Selbsthilfeinitiativen. Es

ist ungewöhnlich, dass der Allgemeine Sozialdienst, also der Dienst des Jugendamtes, welcher den ersten Anlaufpunkt der Bürgerinnen und Bürger inkl. der Aufgabe des Kinderschutzes und der Steuerung der Kinder- und Jugendhilfe schlechthin darstellt, nirgendwo explizit aufgeführt ist (vgl. bspw. Gissel-Palkovich 2011). Fanarbeit ist übergreifend in die benannten sechs Praxisfelder eingelassen und muss dort, je nach Mittelausstattung und regionalen Gegebenheiten, unterschiedlich akzentuiert werden. Damit verbunden ist dementsprechend eine große Bandbreite an Arbeitsaufgaben, die aufgrund von teilweise prekärer Finanzierung jedoch nur unzureichend wahrgenommen werden kann. Der Auftrag der Bewältigung sozialer Probleme wird, mit Blick auf eine äußerst heterogene Bezugsgruppe (Fans), damit formuliert, kann jedoch nicht ausreichend erfüllt werden. Zudem pendelt die sozialarbeiterische Praxis zwischen Hilfe und Kontrolle, was sich anschaulich am Beispiel der Arbeit mit Fans im Sport darstellen lässt. Die Etablierung und Ausgestaltung eines fanbezogenen und stetig ausgebauten sozialarbeiterischen Handlungsfeldes als Konstruktionsprozess zeichnen sich vor allem durch die Fokussierung auf abweichendes sowie deviantes Verhalten (Gewalt) als soziales Problem aus und sollen durch die pädagogische Arbeit mit Fans präventiv und interventiv behoben werden. Wissenschaftliche Erkenntnisse über dieses schwierige Arbeitsfeld sowie deren transdisziplinäre Nutzbarmachung für die Soziale Arbeit erfolgen bisher nur unzureichend. Dies erklärt sich u. a. aus der Vielzahl von Erklärungsmodellen für abweichendes Verhalten von Fans, aber auch aus deren z. T. divergierenden und unvereinbareren Argumentationslogiken (siehe Kapitel 5. 2).

1.2 Formen der Sozialen Arbeit in methodischer Hinsicht

Wird im Folgenden von Methoden der Sozialen Arbeit gesprochen, sei ausdrücklich auf die uneinheitliche Verwendung des Begriffs hingewiesen. Ausschlaggebend ist hier die faktische Verwendung des Terminus der „Methoden der Sozialen Arbeit“ in der Praxis, wohlwissend, dass die Realität sozialarbeiterischer Praxis die Strenge des Begriffs nicht erfüllt und es sich eher um eine Strategie, ein Arbeitskonzept oder ein Set an Techniken handelt (vgl. Schilling 2005, S. 231 f.). Stimmer kritisiert ausdrücklich die definitorische Offenheit des klassischen, sozialarbeiterischen Methodenbegriffs (vgl. Stimmer 2006, S. 11-15).

Sozialarbeiterische Methoden beruhen auf US-amerikanischen Vorläufern und bestehen aus sozialer Einzelfallhilfe (social-casework), sozialer Gruppenarbeit (social-groupwork) und sozialer Gemeinwesenarbeit (social-community-organisation) (vgl. Schilling 2005, S.

228). Alle drei Methoden sind nach ihrer jeweiligen Sozialform und ihrem Anwendungsfokus benannt: Die Einzelfallhilfe, welche an den Bedürfnissen, Ressourcen, Stärken und der Wirklichkeit des Individuums ansetzt und in face-to-face-Kontakten erfolgt, in denen die betroffenen Klientinnen und Klienten im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen. Die Gruppenarbeit, welche zusätzlich mit gruppenspezifischen Prinzipien und Peer-Lernen arbeitet, und die Gemeinwesenarbeit, welche sich auf räumlich zusammenhängende Wohnquartiere konzentriert und hier vor allem versucht, Benachteiligungen durch die Veränderung von Sozialstrukturen abzubauen. Die starke Orientierung an US-amerikanischen Vorbildern führte in Deutschland, etwa in den 1950er Jahren, zu einer Adaption vorhandener Konzepte. Schilling zeigt dazu eine umfangreiche, in mehreren Phasen verlaufende Kritik seit etwa den 1970er Jahren auf, in welcher die klassischen Methoden zwar nicht abgelöst, jedoch grundlegend neu gedacht, in Zweifel gezogen und mehrfach reformiert wurden (vgl. 2005, S. 231 ff.).

Die Einzelfallhilfe bezog sich in ihrer US-amerikanischen Version auf Freiwilligkeitsstrukturen, die sich mit der damaligen bundesdeutschen Fürsorgeerziehung als nicht kompatibel erwiesen. Auch die zunächst starke therapeutische Orientierung erwies sich in ihrer Privatheit wenig den Kämpfen der 1970er Jahre um die politische und soziale Deutungshoheit entsprechend. Im Zuge eines Anpassungsprozesses entwickelte sich die Einzelfallhilfe zum Casemanagement, dem Konzept einer zentralen, den Fall durchgehend begleitenden und verantwortenden Person, welche Zugänge öffnet und auf im verzweigten Hilfesystem „versteckte“ Angebote verweist. Im modernen Casemanagement wird im Zuge einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit die Perspektive einer Anspruchsberechtigung, d. h. eines/einer „autonomen“ Kunden/Kundin, welche/r sich als Antragsteller/in einer Leistung versteht, stärker in den Vordergrund gestellt (vgl. Meinhold 2012). Casemanagement spielt sich in Bezügen der kommunalen Jugendhilfe ab und wird im Deutschen auch als „Unterstützungsmanagement“ gehandelt (vgl. Ballew/Mink 1995, S. 65). Dies verschleiert in gewisser Weise den Dualismus von Kontrolle (Vermeidung von abweichendem Verhalten und Hinführung der Individuen auf eine im weiteren Sinne unauffällige und funktionale Lebensführung) einer- und Hilfe zur Selbsthilfe (angepasst an die Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen) andererseits. Ansätze wie die Einzelberatung haben sich aus der ursprünglichen Einzelfallhilfe abgespalten und verweisen nunmehr weniger auf die strukturelle sowie institutionelle Einbindung, sondern orientieren sich wieder stärker an der Sozial- und Handlungsform der Hilfe (vgl. Hörmann/Körner 2008). Diese findet in strukturierten und ritualisierten Beratungsbereichen wie der Erziehungsberatung, aber auch

in freieren Settings wie der offenen Kinder- und Jugendhilfe oder dem Streetwork statt.

Heutige Gruppenarbeit hat sich aus einem familientherapeutischen Setting entwickelt, in dem gruppenspezifische Prinzipien gebraucht wurden, um das Individuum im Spiegel anderer zu sehen und Lernprozesse zu initiieren. Vom Prinzip her werden dann während der individuellen Sozialisation ablaufende Prozesse von Vergesellschaftung und Individualisierung in kontrollierten Settings nachgebessert. Die Gruppe selbst kann sich „natürlich“ ordnen (biologische Verwandtschaft oder familiäre Zugehörigkeit), sie kann aber auch gesteuert, d. h. anhand von Merkmalen wie Alter, Geschlecht, Lebensgeschichte, Hilfebedarf, Interesse oder Thema zusammengesetzt werden (vgl. Nellessen 2012). In diesem Sinne ist die Einzelfallhilfe ebenso wie die Gruppenarbeit für die Arbeit mit Fußballfans in methodischer Hinsicht von großer Bedeutung, da sich Fans in unterschiedlichen Vergesellschaftungsformen bewegen, die wiederum Handlungs- und ggf. auch problematische Verhaltensweisen beeinflussen können. Prinzipien der Gemeinwesenarbeit sind an dieser Stelle ebenfalls zu nennen, weniger in ihrer klassischen, raumgebundenen, viertelorientierten Form (vgl. Karas/Hinte 1978) als in ihrer modernen sozialräumlichen Variante (vgl. Hinte 2012). Gerade Fanagitationen finden eben nicht nur im Rahmen eventisierter Großveranstaltungen statt, sondern sind zeitlich wie räumlich entgrenzt und im jeweiligen regionalen sowie überregionalen Sozialraum vorzufinden, was wiederum fachliches Handeln an die Notwendigkeit einer dezidierten Netzwerkarbeit bindet. Zu beobachten ist, dass sich die Fanarbeit als Teilbereich der Kinder- und Jugendarbeit und non-formalen Bildung bereits heute Aspekten der Sozialraumorientierung bemächtigt (vgl. KOS 2012, S. 7), d. h. jugendliche Aneignungsbestrebungen von Raum in ihre konzeptionelle Planung aufnimmt (vgl. Deinet 2009).

Trotz dieses positiven Trends darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Diskussion um die Qualität der sozialarbeiterischen Methoden und ihre Bedeutung für die Praxis, als klare und verpflichtende Handlungsanweisung, keinesfalls beigelegt ist: Hiltrud von Spiegel verweist hier nicht nur auf ein gegenwärtiges Technologiedefizit, sondern erfasst den Mangel an eigenständigen, angemessenen und als verbindlich anzusehenden Interventionshandlungen als für die Praxis grundsätzlich konstituierend. Hierunter fasst sie eindeutige Ziel-Mittel-Relationen. Diese verketteten sozial und/oder personal bedingte Ursachen sowie hieraus resultierende abweichende Verhaltensweisen mit einer entsprechenden Bearbeitung, geknüpft an das Versprechen einer Beendigung und „Heilung“. Begründet wird dies vorrangig einerseits mit der nicht hinreichend dargelegten Kausalität zwischen Ursache und Auswirkung, andererseits mit der

Multiperspektivität und dem potentiellen Widerstreben der „gelebten Realität des Individuums“, Ergebnisse monokausal einer Intervention zuschreiben zu können (vgl. von Spiegel 2004, S. 42 f.).

Genau diese Technologien, die nur von den ausgebildeten Professionellen verstanden und in Anwendung gebracht werden können, sind jedoch notwendig, um intuitive Handlungsformen in ein belastbares, didaktisch einsetzbares und wiederholbares Vorgehen zu transformieren (vgl. Galuske/Müller 2012, S. 589). Damit entsteht ein Paradoxon: Es wird der Versuch unternommen, eine zunehmend entgrenzte Arbeitspraxis durch die Reduktion von Komplexität zu systematisieren und so bearbeitbar zu machen, ohne die am individuellen Einzelfall ausgerichtete Perspektive zu verlieren. Diesem widersprüchlichen Verhältnis fügt Maja Heiner eine weitere Ebene hinzu. Sie beschreibt die Funktion der Sozialen Arbeit als „intermediär“, d. h. als vermittelnd zwischen Individuum und Gesellschaft und unterscheidet zwischen individuellen und gesellschaftlichen Zielen und Verpflichtungen (vgl. Heiner 2010, S. 33-47). Aus diesem Verständnis entsteht eine doppelte Bindung der sozialarbeiterischen Praxis an Individuum und Gesellschaft, aus der sich der Dualismus des doppelten Mandates von Hilfe und Kontrolle konstituiert.

Mit Blick auf die Vollzugswirklichkeit sozialarbeiterischer Handlungsfelder lässt sich feststellen, dass sich auch die heute aktuellen Methoden der Sozialen Arbeit zumindest punktuell an ihren klassischen Vorläufern orientieren und bemüht sind, aktuelle Gegebenheiten zu berücksichtigen. Werden weitergehend professionstheoretische Grundlagen der Sozialen Arbeit einbezogen, lässt sich eine weitere wesentliche Komponente herausgreifen: Die Notwendigkeit einer theoretischen Fundierung sozialarbeiterischer Handlungspraxis, die zugrunde legt, dass die Erledigung einer Aufgabe oder einer Funktion für und in der Gesellschaft zum einen klar umrissen und formuliert sein muss, zum anderen ebenfalls nur von genau der damit beauftragten Berufsgruppe erfüllt werden kann. In diesem Verständnis ist es bis heute für die Soziale Arbeit notwendig, ein Methodeninstrumentarium zu entwickeln, welches die umfangreichen Interventionen unter komplexen Bedingungen planbar und in ihrem Erfolg einschätzbar macht. Hierzu bedarf es eines dezidierten und vor allem angemessenen Forschungsstandes, der im Zuge einer Professionalisierung der Sozialen Arbeit zunehmend genuin innerhalb eben dieser generiert und konstituiert werden sollte.

1.3 Professionsverständnis

Eine professionelle Soziale Arbeit kann also nur auf Grundlage eines Forschungsstandes stattfinden, welcher die Lage der Betroffenen – in der Sprachregelung Hans Thierschs der Akteurinnen und Akteure (vgl. Thiersch et al. 2012) – so scharf wie möglich erfasst. Gertrud Oele- rich und Hans-Uwe Otto konstatieren hier zusammenfassend einen etwas widersprüchlichen, jedoch eher positiv gefärbten Status der Forschungsbemühungen Sozialer Arbeit: Sie erkennen eine verstärkte Forschungsaktivität und damit Wissenschaftsbasierung von Praxis und Disziplin, welche sich im Vergleich zum Ende des letzten Jahrhunderts als qualitativ wie quantitativ stark verbessert darstellt. Trotz der Überlegung, inwieweit Forschungsaktivitäten sich in Bezug auf ihren Gegenstandsbereich genuin sozialpädagogisch gestalten, habe sich die Überzeugung durchgesetzt, dass disziplinintern produzierte Erkenntnisse als professionelle Grundlage notwendig seien (vgl. 2011, S. 9-11). Dexheimer formuliert in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit einer kritischen Distanz zwischen sozialarbeitswissenschaftlicher Forschung einerseits und der Praxis der Sozialen Arbeit andererseits. Nur so könne der Vereinnahmung, der Zweckbestimmung und der Zweckrationalität, der scheinbar unhinterfragbaren Geltungsansprüche der Praxis, Grenzen gesetzt werden (vgl. 2011, S. 47 f.).

Es lassen sich damit weitere und für viele Handlungsfelder der Sozialen Arbeit typische Problemkonstellationen aufzeigen: Es mutet jedoch an, dass die Problematik der Sozialen Arbeit in ihrem Verhältnis zwischen Forschung und Wissenschaft sowie Praxis demgegenüber kein Problem der in aller Regel die praktischen Zwänge kritisch reflektierenden forschenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu sein scheint. Problematisch ist die Differenz zwischen Praxis und Wissenschaft, weil sie eben nicht in einer gemeinsamen Profession zusammen gedacht werden. Wechselwirkend zurückzuführen ist dies erstens auf eine mangelnde Bereitschaft der Praktiker/innen, disziplinen- oder disziplinnahe Erkenntnisse in ihre alltäglichen Arbeitsabläufe zu integrieren. Weiterhin steht paradoxerweise eben gerade die politische Aufladung der Sozialen Arbeit sowie drittens die ungenügende strukturelle und organisatorische Ausstattung ihrer Ausgestaltung als Profession entgegen. Bezogen auf das Thema der Expertise bedeutet dies, dass eine Trennung zwischen empirischer Fanforschung und praktischer Fanarbeit vorliegt, die zudem stark von politischen und verbandlichen Vorgaben beeinflusst scheint.

Vor allem der Vorwurf einer allgegenwärtigen Theoriefremdheit sozialarbeiterischer Handlungspraxis verweist diskursiv auf eine ausstehende Professionalisierung der Sozialen Arbeit insgesamt, sodass auch die Gestaltung

der Fanarbeit primär situationsbedingt, wenig konstant, kaum regelhaft und damit schlicht ›semiprofessionell (vgl. bspw. Terhart 2011) erscheint. Für die Soziale Arbeit ist eine einhergehende Abwertung und Geringschätzung des Berufsstandes inkl. geringer berufsständischer Reputation belastend.

Zum Forschungsstand der Sozialen Arbeit

Die Grundlage allen professionellen Handelns ist die Beurteilung der Situation auf Grundlage des wissenschaftlichen und zum Fall relevanten ›State of the Art‹ (vgl. Hörster 2007). Jedes didaktische Konzept basiert auf eben dieser Erörterung des Forschungsstandes. Zwar ist Praktikerinnen und Praktikern der Sozialen Arbeit die „Professionalisierung der Sozialen Arbeit“ von Wichtigkeit, diese scheint jedoch nicht einen Prozess des Übergangs vom Beruf zur Profession zu skizzieren, sondern vielmehr ein zunehmend beschriebenes und/oder geregeltes praktisches Tun – eben eine quantitative und qualitative Zunahme des im vorherigen Kapitel beschriebenen „professionellen Handelns“. Die Praxis verweigert sich zumindest zum Teil konsequent einer Rezeption grundlegender und fallspezifischer Wissensbestände. Aktuellen Erkenntnissen der Forschung wird zumindest partiell die Kompetenz abgesprochen, Fallsituationen angemessen und weiterführend in Bezug auf Daten- und Sachlage sowie der Befindlichkeiten der betroffenen Personen erfassen zu können. Gerade der eigene Fall ist, so die Logik der Praktikerinnen und Praktiker, eine kontextungebundene Besonderheit, die von wissenschaftlichen Deutungsansprüchen und Theorien nicht erklärt werde. In der Konsequenz bestehen in den Sozial- und Erziehungswissenschaften wenig Differenzen und Zweifel über die Abhängigkeit der individuellen Sozialisation und Biographie von den Faktoren Lebenswelt, soziale Herkunft und soziale Ungleichheit – eine Anwendung und Unterfütterung in konkreten Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit findet jedoch nur begrenzt statt. In den nachfolgenden Kapiteln wird in Bezug auf die Arbeit mit Fangruppen gezeigt, dass dies in der Konsequenz zu unspezifischen Handlungspraxen führt, welche die einzelnen Nutzer/innen sowie den hier tätigen Fachkräften nicht zum Vorteil gereichen.

Politische Aufladung der Sozialen Arbeit

Die kritische Distanz der Wissenschaft und zum Teil der Praxis der Sozialen Arbeit zu ihren Funktionssystemen ist ebenso richtig wie möglicherweise problematisch. Das Diktum der „Menschenrechtsprofession“ (Staub-Bernasconi 2007, S. 20) stellt das unter den Professionellen sicherlich gängigste und beliebteste Eigenverständnis dar.

Gemeint ist damit die selbstzugeschriebene Aufgabe der Professionellen, sich Menschenrechtsverletzungen in einem umfassenden Sinne anzunehmen und diese zu bearbeiten (vgl. Mührel 2009, S. 36 ff.), zum Teil eben auch solche, die aus ihrem eigenen Funktionssystem heraus entstanden sind. Die Soziale Arbeit nicht nur als soziales Gewissen, sondern auch als Konstrukteurin einer gerechten Gesellschaft zu postulieren, stellt einerseits jedoch eine Überhöhung und Überschätzung der eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten, andererseits auch eine Verkenning der Realität sozialarbeiterischer Tätigkeit in der Praxis in Bezug auf Funktion, Struktur und Prestige dar. Problematisch ist der Begriff dann auch aufgrund der Frage, wie ein solches Ziel von einer Berufsgruppe bewältigt werden soll, welche, wie Sorg trotz seines Beharrens auf einer notwendigen Politisierung der sozialarbeiterischen Tätigkeit bemerkt, handeln muss, „ohne bis ins Letzte alle Komponenten und Aspekte einer Situation und Konstellation prüfen und hinreichend differenziert abwägen zu können“ (Sorg 2003, S. 86). Im Ergebnis bleibt den Tätigen wenig anderes, als das „Gute“ nicht anhand einer umfassenden Bedingungsanalyse im Abgleich gesicherter Wissensbestände, sondern über den eigenen, variierenden moralischen Kodex, zu bestimmen.

Struktur der Sozialen Arbeit als Profession

Burrage et al. (1990) legen ein multifaktorales Konzept einer Profession in Abgrenzung zu herkömmlichen Berufen und Jobs vor. Für sie kann von einer Profession gesprochen werden, wenn es sich um eine „white-collar“ Beschäftigung mit einem Monopol in dem jeweiligen Feld der Tätigkeit handelt. Eine Profession benötigt zudem eine formalisierte Form der Selbstorganisation wie bspw. eine Kammer, zu der Professionsfremde keinen Zugang besitzen und die einen hohen Grad an Autonomie in Bezug auf die Gestaltung von Inhalten, Struktur und Funktion der eigenen Tätigkeit gegenüber Staat und Klientinnen bzw. Klienten garantiert. Siegrist (2001) erweitert diese Beschreibung einer Profession noch um zwei Bedingungen: Diese beziehen sich auf die für den Zugang zur und die Tätigkeit in der Profession notwendigen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensbestände. Diese sind nicht nur vor allem im akademischen Kontext zu erwerben, sondern auch so hochspezialisiert, exklusiv und komplex, dass professionsfremde Personen oder Laien diese nicht vollständig zu durchdringen vermögen. Die Zugänge zu diesen Wissensbeständen sind mit hohem Prestige, hohen Voraussetzungen und unter strengen Schließungsmechanismen von den Professionellen derart organisiert und kommuniziert, dass das Vertrauen der Zivilgesellschaft in die Profession, die in ihr Tätigen und deren Fähigkeiten weiterhin steigt (vgl. Siegrist 2001).

Der strukturtheoretische Zugang zum Professionsverständnis akzentuiert die Distinktionsprozesse einer Profession erneut. Professionen grenzen sich nicht nur durch innere Struktur, Kontrolle der Berufsausübung in allen Phasen der Tätigkeit und Deutungshoheit über die Bedeutung der professionellen Tätigkeit gegenüber der Gesellschaft ab, Professionen sind in dieser Sicht das zwangsläufige Produkt der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme (vgl. Combe/Helsper 2002, S. 29-49). Professionen werden dann notwendig, wenn Allgemein- oder Alltagswissen nicht mehr ausreicht, um Situationen zu beherrschen. Sie entwickeln sich und handeln also in Problemlagen, in denen nicht-spezialisierte Wissensbestände von Klientinnen und Klienten allein nicht mehr ausreichend und aussichtsreich bearbeitet werden können. Diese benötigen dazu die Unterstützung von Professionellen als Vermittler zwischen disziplinärem Wissensbestand und deutendem Fallbezug (vgl. Kraul et al. 2002, S. 8). In einem solchen Verständnis ist die Aufgabe der Profession eine doppelte: Sie legitimiert sich selbst und kontrolliert durch den Ausschluss der Masse von Zugängen zu Wissensbeständen und Fähigkeit wiederum diese.

Professionsverständnis und Lebensweltorientierung

Wendet man diese Voraussetzungen auf die Soziale Arbeit an, dann wird ihr Status als Profession in Bezug auf Lebenswelt, soziale Herkunft und soziale Ungleichheit ambivalent. Einerseits sind hochdifferenziertes Spezialwissen, eine selbstreferenzielle Organisation und Berufszulassung mit eigenem, engen Zuständigkeitsbereich notwendig, um professionelle Intervention zu rechtfertigen, andererseits trennt sich eine Soziale Arbeit, welche sich als Profession generiert, quasi notwendiger Weise von ihren Nutzerinnen und Nutzern. Diese Position ist nicht neu, in ihr wurden die Professionen „als zentrale Akteure in sozialen, hegemonialen Normalisierungs- und Disziplinierungsdiskursen bestimmt, denen die Dominanz über und die Bevormundung der ›Laien‹ angelastet wurde und die letztlich als eine wesentliche Größe in sozialen Macht-, Herrschafts- und Kontrollstrukturen bestimmt und im Sinne einer expertokratischen Durchdringung und Bevormundung lebensweltlicher Zusammenhänge ›enttarnt‹ wurden. Professionalisierung wurde in dieser Perspektive vor allem als eine Ausweitung expertokratischer Kontrollformen und zugleich als ein Aufstiegs- und Statusprojekt für die entsprechenden beruflichen Sektoren bestimmt“ (Helsper et al. 2000, S. 5). Solche Vorwürfe richten sich im Übrigen nicht ausschließlich an die Soziale Arbeit: Heite fragt zurecht, welche Professionen denn unter diesen Voraussetzungen überhaupt einen entsprechenden Status für sich

in Anspruch nehmen können, seien doch auch Medizin, Psychologie, Pädagogik Teil einer Normalisierungsapparatur (vgl. Heite 2008, S. 110 ff.) - die Freiheit ihrer Organisation und Inhalte ist eine relative und verbleibt immer in „staatstragenden“ Grenzen. Hieraus ergibt sich die durchaus richtige Selbstzuschreibung als ›Semi-Profession‹ (vgl. Terhart 2011). Schütze weist der Sozialen Arbeit den Status einer „bescheidenen Profession“ zu (vgl. 1992). Er hält diese Entwicklung zum damaligen Zeitpunkt für nicht sonderlich aufsehenerregend, da im Gegensatz zu klassischen Professionen wie Medizin oder Theologie die Soziale Arbeit „angesichts der Komplexität, Totalität und Vielschichtigkeit ihrer Problembereiche, aber auch aufgrund wissenschaftsimmanenter, fallanalyse-›feindlicher‹ Entwicklungen in den eigentlich sozialarbeitsfundierten Sozialwissenschaften [...] nie ein in ihrem Tätigkeitsbereich vorherrschendes, eindeutig abgegrenztes Paradigma entwickeln“ konnte (Schütze 1992, S. 163). Fraglich ist, inwieweit hier eine Veränderung stattgefunden hat.

1.4 Diskussion im Rahmen dieser Expertise

Es macht sich bereits jetzt deutlich, dass es sich in dem Untersuchungsbereich der Expertise, bei einer Vielzahl von Aspekten, um umstrittene Gebiete handelt: Die berufliche Wirklichkeit der Kolleginnen und Kollegen der Praxis gestaltet sich zunächst nämlich nicht in einer Art und Weise, welche die Arbeit in methodisch-didaktisch schwierigen Bereichen erleichtert. Im Gegenteil ist der Status als Profession keinesfalls gesichert, ein Umstand, der sich, in der Frage der Reputation und der Kommunikation der beruflichen Tätigkeit in der Öffentlichkeit, keinesfalls als förderlich darstellt. Die unklare Aufgabenzuschreibung lässt die eigene Rolle, insbesondere im Zusammenspiel mit anderen Berufsgruppen, schwierig erscheinen: Die Position und die Abgrenzung zu bspw. Polizei, Verein und Sicherheitsdiensten müssen in Bezug auf Zuständigkeiten permanent neu verhandelt und geklärt werden.

Das fehlende System beruflicher Selbstorganisation, bspw. durch ein Kammersystem, welches Berufszugänge, aber auch Fortbildungen oder Fragen zu professionellem Fehlverhalten übernehmen könnte, macht sich in der heterogenen organisationalen Struktur, aber eben auch in der Unübersichtlichkeit der zugeschriebenen Aufgaben bemerkbar. Dies ist einerseits historisch erklärbar, andererseits jedoch ein Umstand, welcher die Übernahme von Verantwortung zu kommunalen Einzelentscheidungen werden lässt. Damit werden zwar regionale Besonderheiten abgebildet, die Unterfütterung des professionellen Vorgehens, durch an Wissensbeständen ausgerichteten Handlungsempfehlungen, ist jedoch

unter solchen Vorzeichen schwierig und macht die „Wissenschaft der Sozialen Arbeit“ zu einem Disziplinbereich, welcher eben nicht zuerst den Sachstand erhebt, auswertet und beurteilt, um im Nachgang dann die Praktiker/innen als Expertinnen und Experten ins Feld zu schicken. Der Wissensstand der Disziplin ist zwar, wie die Praxis auch, hochkomplex, jedoch nicht vollkommen systematisch erstellt. Im Ergebnis liegen in einigen Bereichen sozialarbeiterischer Tätigkeiten Wissensbestände vor, die empirisch sehr gut abgebildet werden können – in anderen jedoch nicht. Wenig Zweifel kann daran bestehen, dass dies auch mit einer Verteilung von Forschungsmitteln zusammenhängt (in Einzelanträgen, aber auch in Forschungslinien), welche sozialarbeiterische Forschungsfragen zu Gunsten von naturwissenschaftlichen, technischen oder lebenswissenschaftlichen Wissensbereichen benachteiligen.

2 Jugend als „besonderes Handlungsfeld“ der Sozialen Arbeit

Die Fanarbeit ist vor allem eine Soziale Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Es ist deshalb notwendig, die Entwicklungs- und Erziehungsbedingungen dieser Lebensphasen ebenso wie ihre gesellschaftliche Einbettung genauer zu untersuchen. Die Verantwortlichkeit für die Erziehung von Kindern und Jugendlichen ist eindeutig geregelt. Sie ist die Aufgabe ihrer Eltern. Diesen obliegt die Gestaltung der Lebensbedingungen sowie die Planung ihrer zukünftigen Biographie. Dieses Primat begründet sich aus Art. 6 Abs. 2 Satz 1 GG, welcher das Verhältnis zwischen Eltern und Staat vom Grundsatz her regelt (vgl. Coester 1996, S. 1182 f.), ohne „ein mit dem Elternrecht konkurrierendes Erziehungsrecht des Staates“ (Nix 1991, S. 69) zu bestimmen. Nichtsdestotrotz ist die souveräne Erziehung dort begrenzt, wo sie unsachgemäß oder missbräuchlich, das Kind und den Jugendlichen schädigend, ausgeübt wird. Sie wird deshalb parallel durch eine umfangreiche schulische, pädagogische und monetäre Infrastruktur unterstützt bzw. kontinuierlich begleitet (vgl. Gerlach 2004, S. 209-245). Für die Soziale Arbeit sind dies bspw. erziehungsergänzende Angebote wie Beratungs- und Therapieeinrichtungen, Kindergärten, Jugendtreffs, Berufshilfemaßnahmen etc..

Die Begründung dieser Leistungen besteht in der Voraussetzung mehrerer, sich wechselwirkend bedingenden Grundannahmen. Soziale Ordnung und gesellschaftliche Bedingungen gestalten sich so komplex, erschwerend und zum Teil widersprüchlich, dass davon ausgegangen werden muss, dass Eltern bei der Bewältigung ihrer Erziehungsaufgaben ggf. einer Unterstützung bedürfen. Diese Entlastungsangebote sind nicht nur qualitativer Art, sie beziehen sich zum Teil basal auf eine zeitliche

Freistellung, welche zur Regeneration, aber auch zur Wahrnehmung der Erwerbsarbeit genutzt werden kann. Im Folgenden wird nun kurz der Prozess der Sozialisation als entscheidende Inbezugstellung von Individuum und Gesellschaft dargestellt. Dies setzt eine „erfahrungswissenschaftlich-kausale Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen in der Entwicklung des Menschen zu einem sozial handlungsfähigen Subjekt“ (Geulen 1991, S. 21) voraus. Beide Aspekte, Wissen über die Prozesse der Inbezugstellung und Kenntnis der Voraussetzungen, sind wiederum für eine verantwortungsvoll wahrgenommene Soziale Arbeit konstitutiv.

2.1 Jugend und Sozialisation

Klassische Ansätze der Sozialisationsforschung

Klassische Beschreibungen der Vergesellschaftung existieren seit der Antike, wobei die besondere Leistung Durkheims am Ende des 19. Jahrhunderts in der Weiterentwicklung und dem gleichzeitigen Bruch mit Hobbes Vorstellung der Integration in eine arbeitsteilige Gesellschaft, mittels des starken Staates als äußere Zwangsinstanz (vgl. Jung 2010, S. 172 ff.), besteht. Durkheims Ansatz sieht nun nicht mehr die alleinige Verantwortung für den Weiterbestand einer Gesellschaft in ihren selbst erschaffenen ordnungspolitischen und exekutiven Institutionen und Organisationen, sondern in der Leistung des Individuums, Werte und Kultur zu verinnerlichen. Er spricht hier von „la conscience collective“ (1986, S. 276), einem kollektiven Bewusstsein, dem verbindlichen und unausgesprochenen Agreement zwischen den Individuen über das, was richtig, falsch, gut, schlecht, populär und obsolet ist. Parsons rekurriert in seiner strukturfunktionalistischen Systemtheorie auf Durkheim, Max Weber und in der Frage der Verinnerlichung kultureller Wertvorstellungen auf den Skinnerschen Behaviorismus sowie Freuds psychosexuelle Ansätze (vgl. Abels/König 2010, S. 115 ff.). Er versucht ein System an Begrifflichkeiten zu formulieren, welches gesellschaftliche Strukturen, Beziehungen und Handlungen (und zwar für die unterschiedlichsten Gesellschaftsformen) zueinander in Gänze beschreibt und das Individuum in diesem Gefüge positioniert. Das geschieht, so Parsons Überlegung, in der Grundannahme einer auf Stabilität und Selbsterhalt ausgerichteten Gesellschaft. Eine Gesellschaft organisiert sich über die unterschiedliche Ausdifferenzierung ihrer Teilbereiche in Subsysteme derart, dass diese möglichst effizient arbeiten können. Das Individuum stellt die ‚ausführende Instanz‘ dieser Strukturen dar. „Soziale Systeme werden gebildet von Zuständen und Prozessen sozialer Interaktion zwischen handelnden Einheiten“ (Parsons 1972, S. 15). Die Sozialisation der Persönlichkeit

des Individuums ist von besonderer Bedeutung, denn sie nimmt „an Prozessen sozialer Interaktion mittels verschiedener Rollen teil. Rollen sind organisiert und zu Kollektiven aggregiert, die ihrerseits durch zunehmend generalisierte institutionelle Normen gesteuert werden“ (Parsons 1976, S. 87). Die Sozialisationsleistung der strukturfunktionalistischen Theorie besteht also in der Anpassung des eigenen Verhaltens an soziale Notwendigkeiten: „Die Zielverwirklichung [des Systems und seiner Subsysteme] fällt als Hauptaufgabe der Persönlichkeit des Individuums zu“ (Parsons 1972, S. 13).

Arbeiten, angelehnt an Parsons, verfeinern und verändern dessen Grundannahmen, es wird jedoch immer wieder angeführt, dass strukturfunktionale Werke gesellschaftliche Verwerfungen, multifaktoriale und -dimensionale Einflussnahmen verschiedener Sozialisationsinstanzen und -institutionen auf die Persönlichkeiten nicht genügend berücksichtigen (vgl. Mühler 2008, S. 157 f.). Gleichzeitig muss die starke Akzentuierung einer beständigen Interdependenz, zwischen dem zu sozialisierenden Subjekt und der sozialisierenden Gesellschaft, als unbedingte Notwendigkeit einer überlebensfähigen Gesellschaft gedeutet werden: „Eine Gesellschaft ist nur überlebensfähig, und Personen werden nur dann handlungsfähig, wenn den jeweils Heranwachsenden die für notwendig erachteten Werthaltungen und Kulturtechniken vermittelt werden; die Notwendigkeit dazu folgt aus dem ständigen Generationenwechsel“ (Ulich 1991, S. 57).

Eine stärker auf das Individuum ausgerichtete Forschungslinie betont die innerpersonale Entwicklung des Individuums und zielt auf die Ausbildung einer persönlichen, unverwechselbaren Identität. Das Identitätskonzept geht in einem heutigen Verständnis auf Erikson zurück, welcher zwischen persönlicher und Ich-Identität unterscheidet. „Das bewußte Gefühl, eine persönliche Identität zu haben, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: auf der Wahrnehmung der Selbstheit und Kontinuität der eigenen Existenz in Zeit und Raum; und auf der Wahrnehmung der Tatsache, daß andere unsere Gleichheit und Kontinuität anerkennen. Das, was ich Ich-Identität genannt habe, betrifft allerdings mehr als die reine Tatsache der Existenz; es ist sozusagen die Ich-Qualität dieser Existenz. Ich-Identität in ihrem subjektiven Aspekt ist also das Bewußtwerden der Tatsache, daß die synthetisierten Methoden des Ichs über eine Selbstgleichheit und Kontinuität verfügt, einen Stil der eigenen Individualität, und daß dieser Stil mit der Gleichheit und Kontinuität der eigenen Bedeutung für signifikante andere in der unmittelbaren Gemeinschaft übereinstimmt“ (Erikson 2003, S. 47). Der Jugendphase kommt in der Ausbildung der Identitätsentwicklung eine besondere Bedeutung zu. Jugend ist in diesem Verständnis eine klar zu benennende Altersphase, die mit

Erreichen des Erwachsenenalters eindeutig beendet ist. Mit ihrem Ende gilt auch die Entwicklung im Wesentlichen als abgeschlossen und Veränderungen von Präferenzen bzw. Einstellungen als nur noch bedingt möglich (vgl. Beier 2012). Wir werden in Kapitel 2. 2 zeigen, dass hier eine substantielle Veränderung stattgefunden hat.

Sozialisation als lebenslaufbegleitende Inbezugstellung von Individuum und Gesellschaft

Wesentlich ist für die Expertise das Verständnis hin „zu einer organismischen, den Charakter des Menschen als Handlungssubjekt herausstellenden Anthropologie“ (Geulen 1991, S. 40 f.), klassisch im sozialökologischen Ansatz Bronfenbrenners (1976, 1981) nachweisbar. Seine Ökologie der menschlichen Entwicklung befasst „sich mit der fortschreitenden gegenseitigen Anpassung zwischen dem aktiven, sich entwickelnden Menschen und den wechselnden Eigenschaften seiner unmittelbaren Lebensbereiche. Dieser Prozess wird fortlaufend von den Beziehungen dieser Lebensbereiche untereinander und von den größeren Kontexten beeinflusst, in die sie eingebettet sind“ (Bronfenbrenner 1981, S. 37). Bronfenbrenner erkennt, dass die Wirkfaktoren, denen das Individuum ausgesetzt ist, sich keineswegs monokausal darstellen und beschreibt eine Struktur ineinander verschachtelter und sich ausbreitender konzentrischer Kreise. Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosystem sollen das gesamte Lebensumfeld des Menschen beschreiben, ausgehend von dem Lebensbereich als Ort der direkten Interaktion, Kommunikation und zwischenmenschlichen Beziehungen (Mikrosystem) bis hin zu dem Makrosystem als gesamtgesellschaftliches Gefüge. Bronfenbrenner legt Wert auf die Reziprozität seines Modells: Sowohl die vier Systeme als auch das Individuum stehen in einem ständigen Austausch miteinander. Da die Beziehungen und wechselseitigen Beeinflussungen zwischen Individuum und Systemen nie abreißen, ist Sozialisation im sozialökologischen Ansatz kein primäres Erkennungsmerkmal von Kindheit oder Jugend, sondern durchzieht den ganzen Lebenslauf. Die Dynamik des Modells wird zudem dadurch betont, dass die einzelnen Systeme sich im Lebenslauf verändern. So verschiebt und erweitert sich das Mikrosystem in der Regel von der Ursprungsfamilie hin zur Zeugungsfamilie, zur Arbeit und zum Freundeskreis. Die Entwicklung ist im sozialökonomischen Ansatz Bronfenbrenners keineswegs notwendig oder unumkehrbar; es gibt keine vorgegebenen und zu absolvierenden Phasen der Entwicklung. Die Betonung liegt auf der Beschreibung und der Antizipation der Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt.

Bronfenbrenner betont die Interdependenz der Entwicklung des Menschen zu seiner Umwelt, aber auch (in seiner Terminologie) der Systeme zueinander. In der Konsequenz müsse nicht nur die Analyse der Umweltbedingungen breiter und über die Systemgrenzen hinweg passieren, sondern auch „der Gesamteinfluß von Personen, die in verschiedenen Systemen aufeinander bezogene Rollen spielen (z. B. Eltern und Lehrer oder Arzt und werdende Mutter), und die Wirkung auf den einzelnen, wenn er in verschiedenen Systemen unterschiedliche [oder sogar widersprechende] Rollen zu spielen hat“ (Bronfenbrenner 1976, S. 207 f.).

Identitätsentwicklung benötigt den Zugang zu den Wissensbeständen einer Gesellschaft, sie bildet sich in Auseinandersetzung, in Akzeptanz, kritischer Distanz oder Ablehnung mit dem als wahr und richtig kommunizierten Wissen. „Die soziale Wirklichkeit verfügt über eine Vielzahl von Möglichkeiten, den Mitgliedern von Gesellschaft Wissen zu vermitteln: soziale Interaktion, Bilder, signifikante Symbole, Institutionen, die Gestaltung von Räumen bis hin zur Kunst [...]. Hierbei geht es nicht nur um die Vermittlung sachbezogener Inhalte, sondern gleichfalls um die Art und Weise der Präsentation und Verwaltung von Wissen. Durch die enge Verwobenheit sozialer Akteure, der Wissenspräsentation, den Möglichkeiten der Aneignung und der Emotion lassen sich sehr effektiv kulturelle Vorgaben und Besonderheiten in das private Leben“ (Osswald-Rinner 2011, S. 21) übertragen. Die „Richtigkeit“ der eigenen Identität ist somit auch bis zu einem gewissen Grad der Zufälligkeit unterworfen und eben nicht das Produkt eines naiven Biologismus. Den Aspekten der Sozialisation und Identitätsbildung in einer pluralisierten Jugendphase wird deshalb auch im Laufe dieser Expertise eine besondere Bedeutung beigemessen.

Seit dem Beginn der 1960er Jahre vollzieht sich insgesamt ein Umbruch in der sozialisationstheoretischen Forschung (vgl. Geulen 1991), die sich durch eine Entwicklung von der soziologischen oder psychologischen Grundlagenforschung hin zu einer Beschäftigung mit den Instanzen und Institutionen der Sozialisation auszeichnet. Aus der Theorie über die Vergesellschaftung des Kindes und des Jugendlichen als urtümliche Menschwerdung ist eine Erforschung der Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung in gesellschaftlichen Bezügen geworden. Claußen (1996) systematisiert die Forschungsfelder in einen zentral-institutionellen, einen peripher-institutionellen sowie in einen lebenslaufbegleitenden Teil. Dem zentral-institutionellen Teil sind Subsysteme zuzurechnen, welche gesellschaftlich organisiert, gefördert, finanziert und kontrolliert werden oder zumindest im Einklang mit den Leitideen einer Gesellschaft stehen und mit welchen das Individuum langfristig

oder sogar lebenslang konfrontiert ist. Hierzu gehören die Familie, die Bildungs- sowie immer häufiger Betreuungseinrichtungen, die Erwerbsarbeit und die öffentliche Verwaltung. Zu peripher-institutionellen Sozialisationsfeldern zählen die Bundeswehr (oder – heute – der Bundesfreiwilligendienst), politische Parteien und die Kirchen, Polizei und Justiz sowie die Hochschule. Kennzeichnend für beide institutionelle Sozialisationsfelder ist, dass sie durch Personen und Einrichtungen (Ort, Gebäude) repräsentiert werden und zudem eine große Konstanz in Bezug auf Erscheinungsformen und Inhalte aufweisen. Die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Institutionen geschieht zum Teil parallel, zum Teil in zeitlicher Aufeinanderfolge. Da der Bezug des Individuums zu den Einrichtungen insbesondere der peripher-institutionellen Sozialisationsfelder partiell freiwillig oder sogar reglementiert ist (z. B. Bundeswehr), haben diese Institutionen keine größere biographieordnende Bedeutung.

Lebenslaufbegleitende Sozialisationsfelder knüpfen an die bereits dargestellten Grundlagentheorien der Sozialisationsforschung an und sind stärker auf das Individuum gerichtet. Sozialisation geschieht hier durch „allgemeine Lebensumstände, die als flankierende Sozialisationsinstanzen fungieren, ohne einen eigenen Ort zu besetzen“ (Claußen 1996, S. 34). Neben der kognitiven Sozialisation, der sprachlichen, emotionalen, politischen, geschlechtsspezifischen sowie der kulturellen gehören hierzu die mediale (Printmedien, Bücher, Radio, Fernsehen, Kino, Internet etc.) und die handlungspraktische Sozialisation, z. B. durch peer-groups. Lebenslaufbegleitende Sozialisation geschieht über die Grenzen von Institutionen hinweg. Für diese Expertise haben deshalb der Sport sowie dessen mediale Aufbereitung eine besondere Bedeutung.

2.2 Individualisierungsprozesse moderner Gesellschaft

Becks Individualisierungsparadigma

Ausgehend von Becks Ausführungen beschreibt Individualisierung einen elementaren Wandel im Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft. Bedeutsam für die Betrachtung und Berücksichtigung von Sozialisationsprozessen innerhalb der Sozialen Arbeit ist das Verständnis, dass das Individuum immer stärker von traditionellen Vorgaben und Verbindlichkeiten losgelöst zu betrachten ist und verstärkt als „lebensweltliche [...] Reproduktionseinheit des Sozialen“ (Beck 1986, S. 209) gelten kann. Individuen lösen sich hierbei aus nicht mehr anschlussfähigen Sozialbeziehungen und Biographien (vgl. Beck 1986, S. 121 ff.). Dies bedingt einen erheblichen Zuwachs an Handlungsoptionen, Sozialbindungen und Lebensplanungen (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1993,

S. 179 ff.). Individualisierung bezieht sich dabei auch auf Wandlungen des subjektiven Bewusstseins von Individuen (vgl. Beck 1986, S. 206 f.) und wirkt somit umfänglich in die Erfahrungswelt der Menschen hinein (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 126). Kurzum meint Individualisierung: „[E]rstens die Auflösung und zweitens die Ablösung industriegesellschaftlicher Lebensformen durch andere, in denen die einzelnen ihre Biographie selbst herstellen, inszenieren und zusammenschustern müssen, und zwar ohne die einige basale Fraglosigkeit sichernden, stabilen sozial-moralischen Milieus, die es durch die gesamte Industriemoderne hindurch immer gegeben hat und als ›Auslaufmodelle‹ immer noch gibt“ (Beck/Beck-Gernsheim 1993, S. 179).

Es darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass Becks Thesen zur Individualisierung „weder hinreichend expliziert, noch hinreichend empirisch untersucht“ (Friedrichs 1998, S. 7) wurden. Sie repräsentieren damit eine der populärsten und zugleich strittigsten Erklärungsansätze zu modernen Gesellschaften (vgl. Berger 2010, S 11 f.). Eine empirisch belastbare und in zahlreichen Studien fundierte Konzeptionierung findet sich jedoch in den Ausführungen anderer Autorinnen und Autoren, welche die Bedingungen und Thesen gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse aufgegriffen haben. So sprechen Hitzler/Honer 1994 von unter Individualisierungsbedingungen auffindbaren „Bastelexistenzen“, in denen Handlungs- und Entscheidungsspielräume freigesetzt werden (z. B. Auswahl an Lebensstilen, Freizeitgestaltungen, Konsumverhalten, Berufe, Partnerschaftsformen etc.). Diese ermöglichen es wiederum, Existenzen eigenständig und ohne kollektive Gewissheiten auszubilden (vgl. Hitzler/Honer 1994, S. 307 ff.). Kongruent dazu wird die soziale Realität reziprok komplexer, was zahlreiche Kapitalressourcen für die Gestaltung des alltäglichen Lebens notwendig macht (z. B. Selbstreflexion, Selbstorganisation und Selbstkontrolle) (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 11 f.; Hurrelmann 2007, S. 186 f.).

Aus dieser Perspektive gesehen, rücken zugleich die Begrifflichkeiten Lebenswelt/Lebenswelten im Kontext jugendlicher Individuen stärker in den Vordergrund. Hier muss ein Umgang mit ansteigenden institutionellen Strukturierungen, aber auch der beschriebenen Individualisierung gewährleistet werden (vgl. Beck 2007). Wenn Individualisierung in der Erlebenswelt von Jugendlichen eine zunehmende Rolle einnimmt, dann kommt dem Konzept der „Lebenswelt“ (vgl. Schütz/Luckmann 1975) ebenfalls eine stärkere Bedeutung zu. Mit „Lebenswelt“ ist die Vorstellung gemeint, dass sich individueller Sinn aus Erfahrungen und Bedeutungszusammenhängen konstruiert. Damit soll also „jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale

Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit schlicht gegeben bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist“ (Schütz/Luckmann 1975, S. 23). Die Lebenswelt ist somit das vor- und außerwissenschaftlich ›hingenommene Alltagswissen‹ des Menschen, das seine Realität bestimmt. Dabei ist die Lebenswelt keine individuelle Bewusstseinskonstruktion; tatsächlich ist sie die „intersubjektive geteilte Welt, ein Wissensvorrat, bestehend aus Typisierungen, Fähigkeiten, wichtigen Kenntnissen und Rezepten zum Betrachten und Interpretieren der Welt und zum Agieren in dieser Welt. Sie ist die sichere Basis für unser Leben“ (Münch 2002, S. 201). Zwar bejaht Schütz die soziale Konstruktion von Wissen und Lebensstrukturen - der individuell Handelnde vermag jedoch die Gesamtheit seiner Lebenswelt nicht zu hinterfragen. Realität oder Wirklichkeit sind damit Konstrukte des Einzelnen. Für die Soziale Arbeit bedeutet dies eine fundamentale Unterschiedlichkeit bei der Betrachtung von Realitätskonstruktionen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, auch innerhalb einer Familie.

Lebensweltorientierte Soziale Arbeit

Erste Handlungsanweisungen finden sich in Thierschs Konzept zur Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit (vgl. Thiersch 1992, 1995), in dem er an das Individualisierungsparadigma einerseits und die Lebensweltkonzeption andererseits anschließt und beide auf die Handlungsprozesse der Sozialen Arbeit überträgt. Neu ist hier, nicht weiterhin institutionelle oder professionelle, hauptsächlich normativ geprägte Ansätze als Bezugspunkte sozialarbeiterischer Intervention zu verstehen, sondern diese aus der Logik der Betroffenen und lebensweltlichen Bezugnahmen selbst zu formulieren und zwar basierend auf der Erkenntnis, dass die individuelle Begebenheit diese Sichtweise entscheidend beeinflusst. „Mit dem Konzept der Lebensweltorientierung rücken die Orientierung an der Problemsichtung der Adressatinnen und Adressaten sowie eine ganzheitliche Wahrnehmung von Lebenslagen und -situationen in den Vordergrund“ (Oechler 2009, S. 65). Hierbei wird also davon ausgegangen, dass ein Verständnis der Erfahrungswelt einer Person ebenso an ihren sozialen Raum wie das Verständnis der Person von ihrer Welt an den erfahrenen Raum gekoppelt ist. „Der Mensch wird nicht abstrakt als Individuum verstanden, sondern in der Erfahrung einer Wirklichkeit, in der er sich immer schon vorfindet. Die materiellen und immateriellen (symbolischen) Ressourcen dieser in der Erfahrung präsenten Wirklichkeit sind gegliedert in Erfahrungen des Raumes, der Zeit und der sozialen Beziehungen“ (Thiersch et al. 2012, S. 184). Innerhalb dieses sozialen Raumes sind kommunikative

Prozesse verstehender Natur und eben nicht vorrangig zweckrational begründet (vgl. Kuhlmann 2012, S. 39). Der/die Einzelne erfährt seine/ihre Lebenswelt als stimmig. Von außen wahrgenommene „Formen des defizitären, unzulänglichen und abweichenden Verhaltens erscheinen in diesem Kontext immer auch als Ergebnis einer Anstrengung, in den gegebenen Verhältnissen zu Rande zu kommen, und müssen darin zunächst respektiert werden, auch wenn die Ergebnisse für den Einzelnen und seine Umgebung unglücklich sein mögen“ (Thiersch et al. 2012, S. 184).

Für die Soziale Arbeit bedeutet dies, dass nicht normgerechtes Verhalten und nicht ausreichende Leistungen im Verständnis des jeweiligen Individuums sich nicht nur logisch und sachgerecht darstellen, sondern eine Kritik hieran – wie sie eine sozialarbeiterische Intervention zu beinhalten scheint – zudem ungerechtfertigt und nicht legitim ist. Für Kuhlmann hat dieses Verständnis der Adressatinnen und Adressaten einen emanzipatorischen, nicht allein an Schwächen ausgerichteten Charakter (vgl. 2012, S. 39). Ziel der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit ist dementsprechend nicht eine zweckrational zu verstehende Leistungsoptimierung, sondern ein – wie Thiersch in Anlehnung an seine ursprüngliche Benennung seines Ansatzes sagt – „gelingender Alltag“, d. h. eine Gestaltung weiterer Erfahrungen, die sich im Wesentlichen kongruent zu dem bisherigen, alltagswirklichen und unhinterfragbaren Verständnis des individuellen Seins darstellen. Dieser Ansatz erweist sich nicht nur für die Soziale Arbeit als relevant, sondern repräsentiert innerhalb der Sozialwissenschaften einen Blick auf gesellschaftliche Wirkungszusammenhänge, die keinesfalls als monolithisch oder monokausal gefasst werden können (vgl. Girtler 2001, S. 185).

Ausweitung der Bedeutung von Jugend und Jugendlichkeit

In dieser Sichtweise löst sich Jugend an sich und als „Sozialisationsphase“ zunehmend auf, eine starr gefasste ›Jugend‹ als eindeutig abgrenzbare Übergangs- und Familiengründungsphase wird fortlaufend flexibilisiert (vgl. Böhnisch/Müller 1989, S. 305; Münchmeier 2005, S. 816; Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 9).

Dieser Trend verweist zunächst auf eine jugendliche Pluralität, die jedoch aufgrund ihrer inneren Konstitution geradezu verworren wirkt (vgl. Ferchhoff 2006, S. 3 f.). „Die einheitliche kollektive Statuspassage Jugend zerfällt in plurale Verlaufsformen und Zeitstrukturen [...]; es entwickeln sich gleichsam mehrere ›Jugenden‹, die sich voneinander so stark unterscheiden, daß sie nicht mehr in einem Modell zusammengefaßt werden können“

(Münchmeier 1998, S. 12 f.). Diese ›Jugend‹ wird als variantenreiche und uneinheitliche Lebensphase verstanden (vgl. Vogelgesang 2006, S. 85). Neben heterogenen Lesarten und konträren Lebensarten von Jugendlichkeit (vgl. Münchmeier 1998, S. 12 f.) finden sich geradezu unüberschaubare und diffuse Ausdrucks- und Stilformen (vgl. Ferchhoff 2006, S. 3 f.). Während strukturfunktionalistische Ansätze die Bedeutsamkeit von vorherrschenden Normen- und Wertesystemen hervorheben, steht die Herausbildung individueller Regelsysteme im Fokus (vgl. Beck 2007).

Jugend und Jugendlichkeit existieren in diesem Sinne als gesellschaftliches „Produkt und Projekt“ (Münchmeier 2005, S. 816) sowie als Ergebnis eines industriegesellschaftlich erzeugten Wohlstandes (vgl. Gabriel 1994, S. 54 f.). Gemäß dieser Auffassung ist Jugend „ein ausgesprochen variables sozio-kulturelles Konstrukt“ (Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 9). Wurde Jugend zuvor als Lebensphase verstanden, als Hinführung in den Status als Erwachsener, ist sie in einem individualisierten und entstrukturalisierten Verständnis keine Frage der Zugehörigkeit zu einer Alterskategorie, sondern Ausdruck eines biographieumspannenden Lebensgefühls, in dem Vitalität und Erlebnisorientierung vorherrschen. „Spätestens zu Beginn des 21. Jahrhunderts erstarkt Jugendlichsein zu einer universalen Habitusform, zu einem umfassenden Ideal und Lebensgefühl und löst sich tendenziell vom Lebensalter Jugend. Damit kann sich Jugend als gesamtgesellschaftliche Identitätsfolie auch gegen den demografischen Trend behaupten, dass der Anteil junger Menschen in den modernen Industrienationen immer stärker abnimmt“ (Villányi et al. 2007, S. 11 f.). Jugend ist der Zustand, in dem Jugendlichkeit gewährleistet ist, d. h. eine „mentale Disposition, eine Einstellung zum Leben und zur Welt: eine Geisteshaltung der prinzipiellen Selbst-Entpflichtung gegenüber etwelchen ›von außen‹ bzw. von anderen an den Akteur herangetragenen Erwartungen“ (Hitzler/Niederbacher 2010a, S. 100). Gerade im aktuellen sozialwissenschaftlichen Diskurs finden sich immer wieder Begrifflichkeiten, wie „Strukturwandel und Entstrukturierung der Jugendphase“ oder „Destandardisierung durch Differenzierung und Individualisierung“ (vgl. Münchmeier 1998, S. 12), die darin übereinstimmen, dass sie einem einheitlichen Gesamtbild widersprechen (vgl. Vogelgesang 2006, S. 85). Für die Soziale Arbeit ist diese Feststellung als Ausgangspunkt für ihre unmittelbare Praxis einschneidend, da sämtliche theoretischen und eben auch berufspraktischen Versuche, Jugend und Jugendliche „als Einheit zu kennzeichnen, ganz gleich mit welchem Etikett man es versucht, [...] von vornherein die Wirklichkeit“ (Vogelgesang 2006, S. 85) unzureichend erfassen. Besonders prekär bei der Ausbildung individueller Existenzen sind fehlende identitätsstiftende Gewissheiten bzw. Orientierungspunkte (vgl. Hitzler/

Honer 1994, S. 307 ff.), welche in sozialen Kontexten immer wieder Irritationen und Verunsicherungen hervorrufen. Soziale Arbeit wird demnach heute mit einer hochgradig enttraditionalisierten und individualisierten Lebensphase (vgl. Ferchhoff/Olk 1988, S. 9) konfrontiert, in der sich Wechselwirkungen ergeben, die dazu führen, dass die Bedeutung von klassischen Sozialisationsinstanzen kontinuierlich abnimmt (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010a, 2010b; Ferchhoff 2007, S. 184). Die Auswirkungen und Kompensationsleistungen mit Blick auf die jugendliche Sozialisation muss damit auch für die sozialarbeiterische Praxis kritisch beleuchtet werden. Im Zuge dieses Wandlungsprozesses, der unter den Rahmenbedingungen von Individualisierungen abläuft, betonen u. a. Hitzler/Niederbacher die Relevanz von identitätsstiftenden, sozialisatorisch wirksamen und neuartigen Vergemeinschaftungsformen (Hitzler/Niederbacher 2010a, S. 91), die im weiteren Verlauf dieser Expertise näher erläutert werden sollen.

Jugendliche unterliegen somit unterschiedlichsten Einflussfaktoren, haben jedoch gleichsam auch unterschiedlichste Handlungsoptionen zur Verfügung und machen in diesem Kontext z. T. stark differenzierte Erfahrungen (vgl. Thiersch et al. 2012), die sich wiederum in neuartigen Vergemeinschaftungen wechselseitig verstetigen und bestätigen lassen: den Szenen.

2.3 Szene als neue Orte der Vergemeinschaftung

Konzeptionen insbesondere des Handlungsfeldes „Jugend“, in denen der Begriff der „Szenen“ aufgenommen wurde, finden sich in der Sozialen Arbeit vielfach. Ob die Bedeutung des Begriffs tatsächlich hinreichend theoretisch hinterfragt wurde, kann bezweifelt werden. So kann für die Soziale Arbeit postuliert werden, dass „die Szene“ Teil des sozialarbeiterischen Vokabulars geworden ist. Während beispielsweise die Suchthilfe vornehmlich die Drogen- oder Junkieszene thematisiert (vgl. Anhorn 2002), kommen Streetworker und die offene Jugendhilfe mit zahlreichen anderen jugendlichen Vergemeinschaftungen in Kontakt (z. B. Punk- oder Technoszene). Es verwundert daher nicht, dass auch die Koordinationsstelle Fanprojekte (KOS) stellvertretend für die in Deutschland organisierte soziale Fanarbeit, im Zuge ihrer Aufgaben- und Selbstbeschreibung, von einer existierenden und als Arbeitsgegenstand klar definierten jugendlichen „Fanszene“ (vgl. KOS 2012, S. 10) spricht. Unklar bleibt jedoch an vielen Stellen, inwieweit bei der Begriffsverwendung tatsächlich entsprechend vorliegende wissenschaftliche Theoreme und Erkenntnisse zugrunde liegen.

Im sozialwissenschaftlichen Kontext ist mit Szene „ein thematisch fokussiertes Netzwerk von Personen [gemeint], die bestimmte materiale und mentale Formen der kollektiven Selbst-Stilisierung teilen, die um diese Teilhabe wissen und die diese Gemeinsamkeiten an typischen Orten und zu typischen Zeiten interaktiv stabilisieren, modifizieren oder transformieren“ (Hitzler/Niederbacher 2010a, S. 95). Szenen repräsentieren neuartige, posttraditionale Vergemeinschaftungsformen, in denen (junge) Menschen Orientierungshilfen und Bezugspunkte finden können. Was gerade Szenen dabei in besonderer Form auszeichnet, sind ihre partikularen, labilen und sozialen Netzwerkeigenschaften, in denen wiederum verschiedene Gruppen lose miteinander verbunden sein können (vgl. Ferchhoff 2007, S. 184). Hervorzuheben ist vor allem, dass sich Szenen durch ihre „Durchlässigkeit, Transparenz, Offenheit und Transität“ kennzeichnen (Ferchhoff 2007, S. 184) und dabei deutlich weniger altershomogen als bspw. Peerguppen sind (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 21). Während in Klassikern der sozialwissenschaftlichen Feldforschung eher Subkulturen identifiziert worden sind (vgl. bspw. Barker 1984; Tertilt 1996; Whyte 1996), finden sich in neueren Abhandlungen Szenen wieder, die deutlich weniger exklusiv (vgl. Lange/Bergmann 2011) und vor allem wähl- sowie abwählbar sind (vgl. Vollbrecht 1995, S. 23). Szenen sind als soziale Gebilde im Zuge der bereits beschriebenen Individualisierungs- und Wandlungsprozesse (vgl. Beck 1983, 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1994; Schroer 2001; Hitzler/Niederbacher 2010b) entstanden und werden verstärkt als gangbares Forschungs- und Erklärungskonzept auf verschiedenste jugendliche Lebenswelten in einem neuen, nicht-traditionalen Verständnis von Jugendlichkeit angewandt (z. B. Musik, Sport, politische Gruppierungen).

Szenen grenzen sich durch ihre »innere und nebulöse Beschaffenheit« deutlich von bekannten Sozialisationsinstanzen ab. Sie sind, aufgrund ihrer geringeren „Interaktionsdichte“ und ihrer „Translokaltät“, von Cliquen (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010a, S. 94) zu unterscheiden. In Szenen kommen biographischen Umständen, die beispielsweise für Milieus kennzeichnend sind, keine hervorgehobene Bedeutung zu (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010a, S. 94). Aus- und Eintritte in eine kontroll- und sanktionsarme soziale Umgebung werden damit jederzeit möglich (vgl. Vollbrecht 1995, S. 23).

Eine gangbare Begründungslinie für die fortschreitende Entwicklung und Differenzierung lässt sich bei Beck durch den Verweis auf kontinuierliche Individualisierungsschübe (vgl. Beck 1986, S. 121 ff.) erkennen. Weiter gedacht und auf jugendliche Individuen bezogen „bedeutet dies, dass situationsadäquate Weltdeutungsschemata, Wertekataloge und Identitätsmuster

in herkömmlichen »Sozialisationsagenturen« (Familie, Schule, kirchliche oder politische Jugendorganisationen usw.) nicht nur immer weniger gefunden, sondern auch immer seltener überhaupt »gesucht« werden“ (Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 15).

Szenen durchziehen heute nahezu alle Lebensbereiche und bilden damit in thematisch-fokussierter Weise vielfältige jugendliche Freizeitgestaltungsmöglichkeiten ab, indem sie sich ebenfalls über herkunftsbezogene Grenzen hinwegsetzen.

Der sozialarbeiterische Blick auf Szenen ist in diesem Kontext zumeist auf problematische Konstellationen und Phänomene konzentriert und damit defizitorientiert (vgl. Scherr 2002). Eine derartige Kaprizierung obliegt sozialen Dienstleistungsberufen in modernen Gegenwartsgeellschaften generell (vgl. Merten/Olk 1999, S. 955), da diesen ein Wirklichkeitsausschnitt aufgabenspezifisch zugeordnet wird, indem vorrangig soziale Probleme zum Gegenstand gemacht werden.

2.4 Diskussion im Rahmen der Expertise

Auf einer inhaltlichen Ebene lässt sich feststellen, dass die Bedingungen, in denen Soziale Arbeit agiert, im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte deutlich komplexer und schwieriger geworden sind. Damit sind keine materiell erfahrbaren Veränderungen wie Technisierung oder Medialisierung des Alltags gemeint, sondern gesamtgesellschaftliche Verschiebungen und Entgrenzungen, die dem/der Einzelnen in seiner/ihrer Alltagswelt in aller Regel verborgen bleiben dürften. Die lebenszeitliche Entgrenzung der Jugend ist in diesem Zusammenhang ein in den Sozialwissenschaften umfassend beschriebenes Phänomen, das und welche Auswirkungen hiermit einher gehen, dürfte selbst hochmotivierten Praktikerinnen und Praktikern nicht flächendeckend und vollumfänglich bewusst sein. Dies lässt sich auch an der unterschiedlichen Bewertung von „Szene“ und „Lebensweltorientierung“ festmachen. Die Lebensweltorientierung ist, wie Fabian Lamp ausführt, „bis heute die zentrale theoretische wie praktische Ausrichtung in der Sozialen Arbeit geblieben“ (2007, S. 123). Soziale Arbeit in lebensweltlicher Orientierung wird praktisch durchweg positiv konnotiert, ihre Bezogenheit zu den Klientinnen und Klienten bzw. deren Alltag sowie ihre Akzeptanz der jeweiligen Verhältnisse (vgl. Thiersch 2009, S. 249 ff.) als größte Stärke bewertet. Gleichzeitig wird die „Szene“ oft eher unklar und als fremdartige und gesellschaftlich randständige Vergemeinschaftung wahrgenommen. Diese kann befürwortend dargestellt werden, wie Leonie Wagners Erörterung alternativer Projekte der Sozialen Arbeit unter dem Schlagwort der „Gegenkultur“ (vgl. 2009) oder Schütte-Bäumners

Beschreibung einer homosexuellen Community, als notwendig für die Entwicklung einer (sub)kulturellen Identität (vgl. 2007, S. 39), zeigen. Nichtsdestotrotz scheint sich mit solchen Beschreibungen eine bewusste Distinktion zum Alltag und damit Merkmale des Sonderlichen und Besonderen zu vermitteln. Noch deutlicher wird dies bei Szenebeschreibungen, welche für gesellschaftliche Randbereiche gelten, wie bspw. dem politischen Extremismus, dem dann ein konspirativer Charakter (vgl. Borrmann 2006, S. 90) zugeschrieben wird.

Szenen – und zwar ohne eine qualitative Wertung in „gute“ und „schlechte“ – sind jedoch eine notwendige Folge erodierter Institutions- und Organisationsbindung im Verlauf der Sozialisation. Es ist für die Soziale Arbeit wichtig, in Szenen eine Möglichkeit des Zugangs und einer thematischen Fokussierung ihrer Mitglieder zu erkennen. Als Möglichkeit des Zugangs bietet die Szene Chancen, da es sich hier eben nicht um subkulturelle Milieus handelt – die Flüchtigkeit der Zugehörigkeit ist hier eher von Vorteil, da die Bezüge zur Alltagswelt jenseits der Szene größer sind.

3 Die Bedeutung des Sports in der Sozialisation des Menschen

Dem Sport wird als soziales Funktionssystem und als sozialer Situation (vgl. Dimitriou 2011, S. 2), insbesondere in der Jugendphase, eine besondere sozialisatorische Bedeutung beigemessen. Sport ist somit ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Sozialisation. Die Grundannahme dieser ist die „soziale Bedingtheit“ (Zimmermann 2006, S. 15) des Menschen, das heißt die Erkenntnis, dass in ihm weder ein biologistischer Determinismus noch eine idealistisch geprägte, grenzenlose Formbarkeit waltet. Sport begleitet und begünstigt den Prozess der Sozialisation, indem er „die Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt“ (Zimmermann 2006, S. 15) unterstützt. Systematisch lässt sich dies anhand mehrerer Argumentationslinien nachvollziehen, welche dem Grunde nach von der Annahme ausgehen, dass die Sozialisationsbedingungen und -verläufe aufgrund der Teilnahme und Durchführung von Sportaktivitäten unterschiedliche Effekte aufweisen.

1. Aktiver Sport als Instrument der Förderung jugendlicher Resilienz

Jugend wird hier als Entwicklungsphase eigener Art verstanden, deren psychosoziale Belastungsfaktoren ebenfalls biographisch einzigartig sind. Im Umkehrschluss

wird die Abwesenheit von sportlicher Aktivität als gleichfalls risikohaltig interpretiert. Seine Wirkung entfaltet der Sport über ein Erleben von Selbstwirksamkeit, Selbstempfinden, die Erhöhung sozialen Kapitals sowie durch einen höheren Grad an Gesundheit (vgl. Raithel 2003, S. 148 f.).

2. Aktiver Sport als Instrument der Gesundheitsförderung

Sport wird hier nicht als Instrument der Bearbeitung psychosozialer Belastungen verstanden, sondern als direkte Förderung körperlicher Gesundheit. Eine Abwesenheit sportlicher Aktivität stellt im Umkehrschluss eine direkte Gesundheitsgefährdung dar (vgl. Schlicht/Brand 2007).

3. Aktiver Sport als Instrument zur Förderung von Leistungsfähigkeit

Sport wird hier als Sinnbild konkurrierender Werte verstanden, nämlich einerseits eines unbedingten, auf Gewinn ausgerichteten und das Zurückstellen eigener Bedürfnisse einschließenden Siegeswillen – dies beinhaltet auch die Aufopferung für die eigene Mannschaft – sowie andererseits die Internalisierung von Werten wie Fairness, Anstand, Ehre und Rücksicht (vgl. Brand 2010, S. 28).

4. Sport als moralisches Lehrstück und Projektionsfläche juveniler Admiration

Hier wird Sport nicht aktiv, sondern als mediales Event, als populäres Schauspiel verstanden und dem Publikum durch die Präsentation gesellschaftswichtiger Werte wie Leistungswillen, Durchsetzungsbereitschaft, Disziplin und Selbstzurücknahme kommuniziert. Quasi an keiner anderen Stelle wird ein meritokratisches Gesellschaftsverständnis stärker präsentiert und gemeinhin akzeptiert als im Sport. Gleichzeitig bilden, insbesondere Vereine populärer Mannschaftssportarten, jugendlichen Vergemeinschaftungen ein thematisches Zentrum (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013, S. 268 ff.). Fans gehören folglich zum sportlichen Event dazu. Im Folgenden werden diese Annahmen nun auf ihre Brauchbarkeit und Einsetzbarkeit für die Soziale Arbeit untersucht.

3.1 Der Blick auf den Platz

1. Aktiver Sport als Instrument der Förderung jugendlicher Resilienz

Sozialisation ist als Prozess der Persönlichkeitsentwicklung in Auseinandersetzung mit individuellen (körperlichen und psychischen) sowie äußeren (sozialstrukturellen und -ökonomischen sowie kulturellen) Anforderungen zu verstehen (vgl. Hurrelmann 2007, S. 49 f.). Ziel der Sozialisation ist die Ausbildung eines gesellschaftsfähigen Ichs, d. h. einer „naive[n] Theorie einer Person über sich selbst [...], die aus den Erfahrungen in unterschiedlichen Lebenssituationen hervorgeht, in Gestalt mentaler Repräsentationen abgespeichert und verfügbar ist sowie handlungs- und erfahrungssteuernd wirkt“ (Heim/Brettschneider 2002, S. 120). Bereits hier sind die Verbindungslinien zum Konzept der Lebenswelt offensichtlich. Heim/Brettschneider nennen dieses Konstrukt „Selbstkonzept“ und verweisen damit auf dessen Flexibilität sowie die Fähigkeit, ressourcenorientiert auf zeitlich, inhaltlich und örtlich unterschiedliche Ansprüche und Erfahrungen zu reagieren.

Angelehnt an diese vorsichtige Formulierung ist Sport als Einflussfaktor einer, in Bezug auf Selbstkonzepte und – gefühle, gelingenden Sozialisation darzustellen. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass Sport einen Sozialisationsfaktor sui generis in Bezug auf seine oft unterstellte, ausschließlich positive und wünschenswerte Ergebnisse produzierende Wirkung darstellt. Die volksmundlich angenommene positive Wirkung des Sports lässt sich in empirischen Untersuchungen nicht vollständig darstellen. Brand stellt fest, dass eine solche Vorstellung in der angenommenen Breite nicht auf belastbaren Studienergebnissen beruht: „Neben vergleichsweise eindeutigen Ergebnissen zum günstigen Einfluss auf motorische Komponenten (z. B. Entwicklung von Bewegungsfertigkeiten) wurden in sportpsychologischen Untersuchungen Sozialisationseffekte hinsichtlich verschiedener kognitiv-emotionaler (z. B. soziales Wohlbefinden) oder verhaltensbezogener Komponenten (z. B. Drogenkonsum) untersucht. Aus den wenigen Längsschnittstudien geht aber hervor, dass die Annahme, insbesondere Sporttreiben in Sportvereinen trüge in besonderer Weise zu einer gelingenden Persönlichkeitsentwicklung bei, wohl überschätzt wird“ (2010, S. 78).

Heim/Brettschneider berichten 2002 ebenfalls über zwei Studien, welche den Einfluss sportlichen Engagements auf das Selbstkonzept von Jugendlichen untersuchen. Demnach übt sportliche Aktivität keinen signifikanten Einfluss auf Sozialkontakte zum eigenen Geschlecht aus, sportliche wie „unsportliche“ Jugendliche gestalten diese vergleichbar. Lediglich im Bereich des

Hochleistungssports wird dieser aufgrund der Verknüpfung von Schule, Trainingsort und ggf. institutionelle Unterbringung für die Sozialbeziehungen bedeutsam. In Bezug auf heterosexuelle Kontakte kann leistungssportliche Aktivität wiederum eine leicht positive Wirkung entfalten. Die abschließende Analyse Heim/Brettschneiders ist in Bezug auf die Effekte und damit letztendlich auf die Einsatzfähigkeit von Sport in pädagogischer und sozialarbeiterischer Hinsicht für Jugendliche zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr einigermaßen ernüchternd: Es „lassen sich durchgängige Wirkungen sportlichen Engagements auf das Selbstkonzept und vor allem seine Entwicklung in dieser Lebensphase nur punktuell beobachten. Hinsichtlich der häufig proklamierten Unterstützung sportlichen Engagements für den Aufbau und die Pflege sozialer Beziehungen ist festzuhalten, dass ein solcher Einfluss weder im Selbstbild der Beziehungen zu Peers des eigenen noch des anderen Geschlechts empirisch durchgreifend nachweisbar ist. Es ist nicht auszuschließen, dass Aufbau und Pflege von Freundeskreisen und Beziehungen zum anderen Geschlecht zeitweilig durch sportliche Aktivität beeinflusst werden. Eine nachhaltige Wirkung entfaltet sich aber nicht im Sportverein, sondern stellt sich möglicherweise erst im Zusammenhang mit weiteren Randbedingungen ein, wie sie etwa im Rahmen der ›Sportbetonten Schulen‹ gegeben sind, in denen versucht wird, Leistungstraining, schulischen Unterricht und Freizeit konfliktarm aufeinander zu beziehen. Auch im Hinblick auf das Selbstwertgefühl lassen sich generell positive Wirkungen kaum nachweisen“ (2002, S. 134).

Die tatsächlichen Auswirkungen sportlicher Aktivität auf den Sozialisationsprozess in Bezug auf Kognition, Einstellungen oder Charaktermerkmale lassen sich vermuten, jedoch nur bedingt stichhaltig und belastbar nachweisen. Dies liegt in doppelter Hinsicht an der Alltagsweltlichkeit des Sports: Die Teilnahme am Breiten- oder Schulsport gehört zu den keinesfalls außergewöhnlichen sozialen Aktivitäten und ist damit ein Faktor unter praktisch unzählbar vielen in der individuellen biographischen Entwicklung. Dies führt gleichzeitig dazu, dass Sport keinen besonders starken Impuls (im Gegensatz zu bspw. einem Trauma) setzt. Schimank/Schöneck relativieren die gesamtgesellschaftliche Bedeutung des aktiven Sports: „Weder für die Reproduktion der modernen Gesellschaft noch für die Reproduktion der allermeisten individuellen Gesellschaftsmitglieder kommt dem Sport existentielle Bedeutung zu. Einen plötzlichen Totalausfall der Wirtschaft, der Politik oder der Wissenschaft überlebte die Gesellschaft als Ganze nicht lange; einen Totalausfall des Sports könnte sie hingegen verkraften“ (2006, S. 8).

2. Aktiver Sport als Instrument der Gesundheitsförderung

Die Bedeutung von Sport als Faktor einer Aufrechterhaltung von Gesundheit ist weithin unbestritten. „Gesundheit“ stellt dabei ein vielfältig definiertes Konzept dar, welches im Rahmen dieser Expertise nicht vertieft werden kann. Es soll vielmehr auf die unterschiedlichen Verständnisse in enger Anlehnung an Brand (2010, S. 50 f.) hingewiesen werden: Modus deficiens meint ein in der Humanmedizin vertretenes Konzept, welches Abweichung von statistischen Befunden als Krankheit, deren Abwesenheit als Gesundheit begreift. Das funktionalistische Verständnis definiert Gesundheit als Möglichkeit der Ausübung sozialer Rollenverantwortung, das idealistische als Zustand des (faktisch unerreichbaren) körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens. Subjektive Gesundheitskonzepte wiederum entbehren statistischer Belastbarkeit und orientieren sich an individuellen oder Laienauffassungen und vorwissenschaftlichen Alltagstheorien. Abschließend verweist ein subjektives Wohlbefinden auf einen individuell definierten Zustand eines körperlich und geistig positiv wahrgenommenen Selbstempfindens. Die Abwesenheit von Belastung oder auch Gesundheitsbeeinträchtigungen muss hierfür keine Voraussetzung darstellen.

Körperliche Inaktivität entfaltet keine Nullwirkung, sondern stellt für die gesundheitliche Situation ein enormes Risiko dar (Schlicht/Brand 2007, S. 9-13). Generell werden körperkontrollierende und an gesundheitlichen Aspekten orientierte Sportarten bevorzugt, wobei im Gegensatz kampf- und körperbetonte Sportarten den Familien mit schwächerem sozialökonomischen Status zugeschrieben werden (vgl. zusammenfassend Schmiade/Mutz 2012, S. 116 f.). Selbst wenn das subjektive Bedürfnis, die eigenen Kinder einen Sport ausüben zu lassen, gleich hoch wäre, verfügten Familien mit geringeren finanziellen Ressourcen nicht über den Handlungsspielraum (und höchst wahrscheinlich nicht die Intention) den Kindern, bspw. aufgrund der notwendigen Ausstattung, finanzintensive Sportarten wie Segeln, Golf oder Tennis zu ermöglichen. Neben den ökonomischen Mitteln ist die organisierte sportliche Aktivität zudem vom Einsatz zeitlicher und sozialer Ressourcen abhängig (vgl. Schimank/Schöneck 2006): Die Auswahl des „richtigen“ Sportvereins findet unter Berücksichtigung der Faktoren Reputation, Erreichbarkeit und Ausstattung des Vereins/ Trainingsortes, Qualität des Trainingspersonals, mögliche und ggf. bereits vorhandene Trainingspartner/innen (Freund/in, gleiche Schule, Peers), Passung bereits aktiver Kinder und deren Eltern in Bezug auf die Kompatibilität zur eigenen sozialen Herkunft statt. Das Betreiben von sportlicher Aktivität ist also von den Lagemerkmalen Geschlecht (nach wie vor eher Männer als Frauen), Alter

(eher jüngere als ältere Menschen) und Haushaltseinkommen (eher vermögend als prekär) abhängig (vgl. Schimank/Schöneck 2006, S. 18 f.).

Sport senkt das Erkrankungsrisiko, da jedoch Begründungen für Inaktivität struktureller und sozialer Natur sind, ist eine individuelle Ansprache wenig sinnvoll und für die Soziale Arbeit zweifelhaft: „Appelle an die Vernunft des Einzelnen, sein riskantes Verhalten doch zu ändern, fruchten kaum, wenn sie nicht in eine Strategie der Verhaltensmodifikation eingebettet sind. Im vergangenen Jahrzehnt hat zum Beispiel die gesundheitspsychologische Forschung Theorien und Modelle der Verhaltensänderung generiert und empirisch geprüft“ (Schlicht/Brand 2007, S. 12). Maßnahmen sind auf struktureller und organisationaler Ebene anzusiedeln und beinhalten Veränderungen in der Schule ebenso wie gesetzliche und sozialstrukturelle Modifikationen, die Neugestaltungen im städtebaulichen/sozialräumlichen Bereich und die Anerkennung, dass Inaktivität auch sozial verankert ist. Hensler hat diesen letzten Faktor für die Frage einer sozialökonomischen Begründbarkeit von Übergewichtigkeit exemplarisch und lebenspraktisch beschrieben: „In den oberen sozialen Schichten werden Übergewicht und Adipositas stärker abgelehnt und schneller sanktioniert. Dies führt hauptsächlich bei Frauen dazu, dass mehr Aufwand für das Schlanksein betrieben wird. In unteren sozialen Schichten wird aufgrund von relativem Geldmangel weniger Geld für Nahrung aufgewendet. Dies hat zur Folge, dass weniger Frischkost und mehr Konserven und Fertiggerichte gekauft werden. Die höheren sozialen Schichten betätigen sich häufiger intensiv sportlich. Das Image sportlicher Bewegung ist hier sehr positiv im Gegensatz zu den unteren Schichten“ (Hensler 2006, S. 27 f.).

3. Spitzensport als Instrument zur Förderung von Leistungsfähigkeit

Spitzensport bietet als medial vermittelte und kommunizierte Sozialisationsinstanz Breitensportlern und -sportlerinnen wie auch im weitesten Sinne sportinteressierten Personen eine Identifikationsfläche. Im Zentrum des Spitzensports steht primär die Kommunikation körperlicher Leistung, wobei sich dies nicht nur auf den Wettkampf an sich, sondern auch auf den Trainingsbetrieb als seiner Vorbereitung bezieht (vgl. Cachay/Thiel 2000, S. 135). Im Zuge eines funktional ausdifferenzierten gesellschaftlichen Teilsystems Sport ist das Training ebenfalls von Leistungsaspekten geprägt und zwar insofern, dass hier eine Vorauswahl als Voraussetzung des Zugangs zu dem eigentlichen Wettkampf stattfindet.

Die Suche nach Erfolg und das Ringen um die Führungsposition, d. h. der sportliche Wettkampf in seiner Regelmäßigkeit, stehen sinnbildlich nicht nur für eine idealisierte Form einer sozialen, aber schlussendlich auf Profitmaximierung ausgerichteten Marktwirtschaft, sondern für praktisch jede Form kompetitiver sozialer Ordnung. Da Leistungsansprüche praktisch immer mit Enttäuschung und Niederlage einhergehen, ist der Umgang mit Krisen wesentlich. Auch hier vermittelt der Sport Lösungsansätze, die Lage- und Handlungsorientierung bieten. Gemeint sind grundsätzliche Einstellungen und stabile Dispositionen. Lageorientierung verweist auf Sportler/innen, welche sich „gedanklich vor allem auf ihre aktuelle, auf vergangene oder zukünftige Lagen [beziehen] (z. B. ihren Befindlichkeitszustand). Sie neigen zum Grübeln und laufen deswegen Gefahr, ihr eigentliches Handlungsziel aus den Augen zu verlieren und impulsiver zu agieren“ (Brand 2010, S. 28). Handlungsorientierte Personen jedoch „verwenden ihre Aufmerksamkeitsressourcen vor allem auf die zur Erreichung des Handlungsziels relevanten Aspekte. Sie agieren strategisch und sind in den entscheidenden Situationen voll und ganz bei der Sache“ (Brand 2010, S. 28). Hierbei geht es also nicht nur um einen Umgang mit Krise im Sinne der Bewältigung einer momentanen Niederlage, sondern um eine grundsätzliche, zukunftsweisende Einstellung. Diese kognitiven Vorgänge bleiben dem Publikum in aller Regel verborgen. Sichtbar ist zwar die Reaktion des Sportlers und der Sportlerin auf eine Niederlage oder einen Sieg, jedoch nicht die unmittelbaren geistigen Prozesse. Diese können erst durch eine eigene Teilnahme an wettbewerblich organisiertem Sport erfahren werden.

Dem passiven Sportkonsumenten bzw. der -konsumentin werden vornehmlich idealtypische Werte und Normvorstellungen sichtbar gemacht oder auch vorgeführt. Zwar bleiben die unmittelbaren kognitiven Prozesse im Augenblick von Sieg oder Niederlage verborgen, der moderne Sport inszeniert entsprechende Reaktionen jedoch bewusst als Zurschaustellung auf dem Feld oder dem Rasen. Bedeutsamer und mit dezidiert gesellschaftlicher Relevanz kommuniziert der Sport Werthaltungen und normative Handlungsmaxime in Form eines regelhaft ablaufenden Wettkampfs.

3.2 Der Blick auf die Ränge: Sport als moralisches Lehrstück und Projektionsfläche juveniler Admiration

Wertevermittlung

Der Konsum von Sportveranstaltungen, d. h. das Miterleben des „Schauspiels Sport“, stellt für Jugendliche zugleich eine Möglichkeit dar, einen zentralen Fokus ihrer Aufmerksamkeit zu etablieren (nämlich der Verein, die Mannschaft, seltener der einzelne Sportler bzw. die Sportlerin) und über die Auseinandersetzung mit einem fortwährend auf Leistung und Gewinn ausgerichteten Event zudem meritokratische Werte zu internalisieren. Von allen Sportarten wird dabei dem Fußball eine besondere Bedeutung beigemessen. Seit jeher vollzieht sich der Fußballsport als regelgeleiteter Wettkampf, der idealtypische Wert- und Normvorstellungen kommuniziert. Fair Play repräsentiert dabei nur ein wesentliches Element der dargebotenen Wettkämpfe (vgl. Baurmann 2008), vielmehr eröffnet sich zugleich der Blick auf Flexibilisierungsprinzipien, Leistungsoptimierung und ein gleichsam meritokratisch basiertes Streben nach dem Sieg - der Bessere möge gewinnen (vgl. Blödorn 1974; Sennett 2000; Müller 2008). Der effiziente Einsatz von Fußball als Instrumentarium der Regelvermittlung kam bereits in der Historie mehrfach zum Tragen, als sich beispielweise englische »public schools« im Rahmen der Ausbildung von Kindern und Jugendlichen die benannten Eigenschaften des Sports zu Nutze machten (vgl. bspw. Dunning 1992, S. 46 f.). Sportausübung sowie Sportkonsum dienten hier neben der Vermittlung einer angemessenen Rollendistanz vor allem auch als Voraussetzungen für die Ausreifung sozial kompetenter Führungskräfte (vgl. Bourdieu 1986, S. 96). Kein anderer Sport funktioniert bis heute derart gut als Synonym einer aufgabenteiligen Gesellschaft, in welcher der Einzelne sein Verhalten dem Gruppenergebnis unterordnet. So ist es nicht verwunderlich, dass insbesondere dem Fußball im Kinder- und Jugendbereich ein besonderer »pädagogischer« Wert zugeschrieben wird, bei dessen Ausübung Disziplin, Leistungsoptimierung, Teamgeist, Selbstaufgabe für das Kollektiv, geordnetes Spaßverhalten etc. erlernt werden können (Cachay/Thiel 2000, S. 124-134).

In fortwährender Auseinandersetzung eines an Leistung und Gewinn orientierten Sports greifen meritokratisch orientierte Verhaltensweisen auch auf den Rängen. Status in der traditionellen Fankultur bemisst sich nicht durch die Qualität der Unterstützung der Mannschaft, sondern im Wesentlichen durch die Zeit, die ein Fan bereits für seine/ihre Mannschaft investiert hat (vgl. Schwenzer 2002, S. 104 f.). Mit neuen, enttraditionalisierten Fanszenen (wie bspw. den Ultras) veränderte sich dies: Die Gruppen etablierten neue Maßstäbe, die nicht

mehr auf dem Alter und der Dauer der Fanzugehörigkeit basieren. Nunmehr ist es vor allem die Qualität des Supports und die Effektivität der Inszenierungen, die innerhalb von wachsenden Gruppen das primäre Distinktionskriterium darstellen. Damit schließt sich der Wertekreis zwischen Spielfeld und Rängen, beide spiegeln und bedingen einander – mehr noch: Der Wettkampf der Fans unterschiedlicher Vereine entspricht dem Geschehen auf dem Rasen. Neben diesen Aspekten von Rivalität und Wettkampf, geordneten Vermittlungen von gesellschaftlichen Normen und Werten, einer Möglichkeit zur Entgrenzung und Regelüberschreitung sowie einer Kollektivierung von Gleichgesinnten hinter einem Vereinsbanner finden sich durchaus relevante Sozialkapitalquellen (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013a, S. 271 f.). Hiermit können im weitesten Sinne alle sozialen Beziehungen und Kontakte beschrieben werden, die auf eine Gruppe oder ein Netzwerk bezogen sind (vgl. Abels 2010, S. 210). Sozialkapital generiert sich in der „Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind: oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu 1983, S. 190). Diese Zugehörigkeiten bündeln sich in Beziehungen zwischen Akteuren und spezifischen Netzwerken. Im Ergebnis werden Erträge produziert, die wiederum für die eingebundenen Menschen von Wert sein können (vgl. Putnam/Goss 2001, S. 20). „Anders als andere Kapitalformen wohnt soziales Kapital den Beziehungsstrukturen zwischen zwei und mehr Personen inne. Es ist weder Individuen noch materiellen Produktionsgeräten eigen“ (Coleman 1991, S. 392) und lässt sich daher nur über bestimmte Indikatoren (z. B. Meinungsäußerungen, Verhalten) ermitteln (vgl. Cox 2001, S. 246). Sozialkapital ermöglicht den Zugang zu Ressourcen, die durch andere kontrolliert werden (vgl. Coleman 1991, S. 389). Mitglieder werden hier bevorzugt, wohingegen Außenstehende Benachteiligungen erfahren können (vgl. Putnam/Goss 2001, S. 24). Für die involvierten Akteure selbst realisieren sich dagegen unterschiedlich ausgeprägte Verbindlichkeiten (vgl. Coleman 1991, S. 400 ff.). Gerade Jugendliche finden in derartigen Zusammenschlüssen Sicherheit und werden in ihren Einstellungen und Selbstbildern kontinuierlich und wechselseitig bestätigt (vgl. Abels 2010, S. 215). Netzwerke generieren dabei Unterstützungsleistungen und fundieren sich in Austausch-, Interaktions- und Kommunikationsprozessen (vgl. Jansen 2006, S. 37).

Vergemeinschaftungsformen

Sozialkapital schafft universelle und herkunftsunspezifische Vergemeinschaftungsmöglichkeiten und kann Menschen zusammenbringen, die sich nur in einem spezifischen Punkt ähneln (z. B. Interesse an Sport) (vgl. Putnam/Goss 2001, S. 28 f.). Darüber hinaus finden jedoch auch stark homogene Akteure zusammen. „Dies ist eine wichtige Unterscheidung, denn die Außenwirkung von brückenbildenden Gruppen sind wahrscheinlich eher positiv, während Netzwerke mit bindendem Sozialkapital (die sich auf bestimmte gesellschaftliche Nischen beschränken) mit größerer Wahrscheinlichkeit das Risiko negativer Außenwirkungen in sich bergen“ (Putnam/Goss 2001, S. 28 f.). In jedem Fall verfügt Sozialkapital über eine ausgeprägte Informationsfunktion (vgl. Coleman 1991, S. 402 f.).

Gleichzeitig ist entscheidend, dass Netzwerke und damit Fanszenen auf losen und wenig dauerhaften Bindungen beruhen. Granovetter greift die Interaktionsdichte und Dauerhaftigkeit von Netzwerken auf und klassifiziert diese als ›strong‹ oder ›weak ties‹ (vgl. Granovetter 1973, S. 1361 ff.): ›Strong ties‹ entstehen nur mittels arbeits- und zeitintensiver Netzwerkpflege. Im Ergebnis realisieren sich dafür zwischen (einzelnen) Akteurinnen und Akteuren langfristig Solidarität und Vertrauen. ›Weak ties‹ dagegen sind lose Verbindungen, die temporär, beispielsweise zur Informationsbeschaffung oder zeitlich begrenzten Interaktion, entstehen und als ergiebige „Mobilitäts-, Modernisierungs-, Innovations- und Diffusionsprozesse“ eingestuft werden können (vgl. Jansen 2006, S. 39 f.).

3.3 Diskussion im Rahmen dieser Expertise

Szenen bilden damit eine Antwort auf die Entwicklung moderner Gesellschaft hin zur Individualisierung. Diese bedeutet die Chance, durch neue Handlungs- und Entscheidungsspielräume mit einem reichhaltigen Angebot in puncto Lebensstil, Freizeitgestaltung, Konsum, Beruf, Partnerschaftsform, Parteizugehörigkeit, Weltdeutung usw. sein Leben selbst zu gestalten. Individuen müssen zunehmend ohne unhinterfragbare Gewissheiten auskommen und die eigene lebensweltliche Heimat aus identitätsstiftenden Fragmenten erstellen (vgl. Hitzler/Honer 1994, S. 307 ff.). Eine Möglichkeit der Orientierung und Ressourcengenerierung bieten Szenen, die ihr Thema um den Sport bzw. den Fußballsport konstituiert haben. In diesen Szenen bewegen sich Fans und schaffen damit eine Zielgruppe, aber auch einen Zugang der Sozialen Arbeit. Für die Frage der Bedeutung von aktivem Sport in der Sozialen Arbeit relativieren die hier, zu gegebener Maßen kursorisch dargestellten Ergebnisse,

dessen Bedeutung. Im Kontext der formalen Bildung, d. h. in schulischen Organisationsstrukturen, kann die Bedeutung von aktivem Sport als entscheidendem Element der Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung ebenso wie Fragen der individuellen Gesundheitsförderung relativiert werden. Andere, insbesondere soziale Lagemerkmale, scheinen in diesem Bezug von größerer Bedeutung, dem aktiven Sport kommt eher eine nachvollziehende Position zu. Dies bedeutet, dass Persönlichkeits- und Gesundheitsentwicklungen kausal eher auf soziale Herkunft zurückzuführen sind und der aktiv wahrgenommene Sport dieser Variable in ihrer Auswirkung folgt. In einem non-formalen Bildungssetting, in welchem sich organisationale Bezüge deutlich loser und informeller gestalten, kann nicht davon ausgegangen werden, dass sich in dem Einsatz aktiver Sportangebote grundsätzlich andere Konsequenzen einstellen.

In der offenen Kinder- und Jugendarbeit, aber auch dem Heimwesen oder der Arbeit mit Fußballfans sind Sportangebote eine übliche Maßnahme, gegen die an sich nichts einzuwenden ist, wenn sie als pädagogisches Mittel, d. h. als didaktische Großform, in welcher die eigentlichen Lernprozesse geschehen, eingesetzt werden (vgl. Heimann et al. 1965). Der Einsatz von aktivem Sport als Organisationsform der Lerngruppe unterscheidet sich hier nicht von Frontalunterricht, Kleingruppenarbeit oder einer Exkursion – er stellt damit sozusagen die Trägerschicht für die eigentlichen Lerninhalte dar. Als einfaches, didaktisch ungeplantes Freizeitangebot ist Sport ebenfalls in der Sozialen Arbeit möglich. Auch hier können sich Lernzuwächse einstellen, diese werden jedoch eher dem Bereich des „informellen Lernens“ zuzuordnen sein, welches individuell eine Bereicherung darstellen mag und vor allem ergänzend neben ›geregelt‹ und geplanten Bildungslandschaften wie der Schule existieren kann (vgl. Terhart 2008, S. 31). Die Lernzuwächse und -effekte sind hier jedoch deutlich spontaner und unkalulierbarer. Es kann zusammengefasst werden, dass der aktive Sport nicht aus sich selbst heraus, quasi allein durch seine Durchführung, sondern als Zugang zu Jugendlichen und Erwachsenen ebenso wie als Medium der Interaktion einen Wert aufweisen kann. Die sozialarbeiterischen Angebote sind dann entsprechend zu planen und zu strukturieren.

Eine ähnliche Funktion erfüllt auch der passive Sport, d. h. das Publikum und die Fanszenen. Die hier anzutreffenden Personen besitzen entsprechend des Szenekonzeptes bereits einen thematischen Fokus, d. h. ein überstimmendes Interessenszentrum, welches für sozialarbeiterische Angebote einen tragenden Rahmen bereithalten kann. Es wäre hierbei von entscheidender Bedeutung, die Szene nicht mit einem Alltagsverständnis zu betrachten, sondern unter den Maßgaben des hier dargestellten Szenekonzeptes. Szenen im Fußball sehen

„dasselbe Spiel“, d. h. die Wertevermittlung in pädagogischen Prozessen erfolgt auf Grundlage des „Schauspiels Fußball“. Da Fußball und der eigene Verein mit hoher Emotionalität besetzt sind, ist ein verstehendes und ressourcenorientiertes Vorgehen einerseits selbstverständlich, andererseits mit großen Chancen verbunden. Ähnlich des Angebotes aktiver Sportprogramme kann die Arbeit mit Szenegängern und -gängerinnen vor allem als Zugangsmöglichkeit und – unter Beachtung ihrer besonderen, teilweise informellen und losen Struktur – als Möglichkeit einer sich spontan aus dem Gesamt lösenden und neu bildenden, temporären Gruppe verstanden werden. In didaktischer Argumentation sind die anthropologischen und soziokulturellen Voraussetzungen, also die Bedingungsfelder, welche der pädagogischen Intervention vorausgehen, trotz der unterschiedlichen sozialen Herkunft der Szenemitglieder, im Fantum aufgrund dessen relativ vorhersag- und damit planbar.

4 Fanarbeit im Fußball

4.1 Fantum in Szenen

Szenen existieren als themenzentrierte, kommunikative und soziale Netzwerke, in denen sich Individuen und Gruppen von Individuen formieren (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010a, 2010b). Wer nun in diesem Zusammenhang konkret als Fan gelten kann, unterliegt verschiedenen Nominaldefinitionen, die etymologisch am Begriff fanatic (vgl. Roose et al. 2010, S. 1) anknüpfen. In Abgrenzung zu Zuschauern und Zuschauerinnen haben Fans eine „emotionale, leidenschaftliche Beziehung“ (Roose et al. 2010, S. 3) zu einem „für sie externen, öffentlichen, entweder personalen, kollektiven, gegenständlichen oder abstrakten Fanobjekt“ (Schäfer/Roose 2005, S. 49) aufgebaut. Unbestritten ist weiter, dass das Fantum ein in Abhängigkeit zur Sozialisation stehender Prozess ist, der zwar durch spezifische soziale Lebenslagen verstärkt werden kann, jedoch keinesfalls biographisch vorhersehbar ist (vgl. Ferchhoff 2005, S. 115). Es gilt, „dass man [...] unter bestimmten Umständen zum Fan wird“, der dann im Zuge der individuellen Sozialisation spezifische „Einstellungen, Wahrnehmungs-, Interpretations-, Verhaltens- oder Handlungsmuster [mit heterogenen] (Rück)Wirkungen dieser Persönlichkeitsaspekte auf die Sozialstruktur“ (Skrobanek/Solvejg 2010, S. 205) herausbildet. Im Fantum verschränken sich damit bereits dargestellte Entwicklungen der Sozialisation unter den Bedingungen der Individualisierung. Wesentliche Einflussfaktoren bei der Hinführung zum Fansein repräsentieren klassische Sozialisationsinstanzen (Eltern, Familie, Peers), die beispielweise den Erstkontakt zum Fanobjekt herstellen und modellhaft ein Fandasein praktizieren (vgl. Zimmermann 2006, S. 19-83).

Fans beschreiben hier eine hochgradige Passivität beim Zugang zum eigenen Fantum, besonders dann, wenn dieser sich in frühester Kindheit abgespielt hat (vgl. Akremi/Hellmann 2010, S. 313). Überzeugte Fans sind damit einhergehend auch überproportional in (organisierte) Fangruppen eingebunden, vernetzt und kaum als Einzelgänger/innen anzutreffen (vgl. Akremi/Hellmann 2010, S. 314). Fans vollziehen in ihrer Fanbiographie themenbezogene (oder fanobjektbezogene) spezifische Wissensaneignungen: Sie erwerben bspw. Fanutensilien sowie Informationsmaterialien und streben nach Erlebnissen mit ihrem Fanobjekt, was wiederum zu einer Anhäufung von Fankapital führt. Fankapital spiegelt die Intensität des individuellen Fanseins (z. B. Emotionalität und Vertrautheit) wider, wird aber auch dazu verwendet, den eigenen Fanstatus gegenüber Anderen zu erhöhen bzw. abzugrenzen (vgl. Otte 2010, S. 79). Als Ergebnis entsteht langfristig ein Fanhabitus (vgl. Skrobanek/Solvejg 2010, S. 213), d. h. ein durch die sozialen, kulturellen und ökonomischen Distinktionslinien in seinen Möglichkeiten unterscheidbares, verinnerlichtes Fandasein. Der Grad bzw. die Ausprägung des Fantums stehen dabei immer in Abhängigkeit zur zeitlichen Ausdehnung und Gewichtung in Bezug auf andere lebensweltliche Aspekte. Beide Rahmungen sind potentiell dehnbar und können erhebliche zeitliche Ressourcen in Anspruch nehmen (vgl. Schwenzer 2002, S. 93). Für Otte (2010, S. 86 f.) befinden sich daher vor allem Jugendliche in einer Lebensphase, in der Fantum und die Verehrung eines oder mehrerer Fanobjekte in der umfangreichsten Form ausgelebt werden kann, da ansteigende gesellschaftliche Restriktionen (z. B. Erwerbstätigkeit, Familiengründung) eine zeitintensive Lebenszentrierung in späteren Phasen der Biographie zunehmend erschweren.

Die Bedeutung von Fanszenen steigt bei der Einmündung in die Jugendphase kontinuierlich an und ersetzt bisherige Bezugspunkte in der individuellen Fanbiographie zum Teil vollständig. Hiermit einher geht die bereits dargestellte, in der Individualisierung vorherrschende reduzierte Bedeutung herkömmlicher ›Sozialisationsagenturen‹ wie Familie, Schule, kirchliche oder politische Jugendorganisationen (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 15). Es ist folglich nicht nur möglich ein spezifisches Fansein auszuleben, sondern dies perspektivisch, vernetzt und merkmalsbezogen, durch die Teilhabe an unterschiedlichen Szenen facettenreich und gemeinsam mit anderen Akteurinnen und Akteuren, zu intensivieren, ohne das biographische, milieuspezifische oder andere lebensweltliche Gegebenheiten beim Zugang überbordend hinderlich sind. Bereits die bloße Heterogenität und Verfügbarkeit von unterschiedlichen Stilen, Trends und Moden erfordert grundlegende Handlungskompetenzen (vgl. Ferchhoff/Dewe 1991, S. 189) sowie Ankerpunkte, um „sich in einer schwer überschaubaren

sozialen Wirklichkeit zu orientieren“ (Schulze 1992, S. 464). Die Ausgestaltung des Fantums innerhalb von Szenen bietet Jugendlichen letztlich einen Bezugsrahmen, der Sinn und Zugehörigkeit vermittelt, stilistische Orientierung und Sicherheit offeriert sowie Handlungs- und Verhaltensmodelle exemplarisch aufzeigt (vgl. Roose et al. 2010, S. 10). Szenen in sportlichen Bereichen – und hier gilt der Fußball als repräsentativstes Beispiel – lassen sich damit synonym als Fanszenen klassifizieren.

Wie alle Szenen laufen auch Fanszenen Gefahr, aus der Mode zu geraten. Das bedeutet sie sind ›out‹ und verlieren an Bedeutung, da kein entsprechendes Interessentfeld mehr akquiriert werden kann (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 25 f.). Mit Blick auf die Bedeutsamkeit und Verbreitung des Fußballsports lassen sich derartige Entwicklungen in diesem Bereich aktuell jedoch noch nicht feststellen. Für Skrobaneč/Solvejg sind es daher eher negative Erfahrungen im Kontext des Fantums, die zum Abbau fanspezifischer Einstellungen oder einer Distanzierung zum Fanobjekt führen können (vgl. 2010, S. 215 f.).

4.2 Szene, Fans und Fußball

Im Kontext des Fußballsports wird Fantum in der Regel als gelebte und zum Teil exzessive Verehrung für einen Verein definiert (Otte 2010, S. 75), dem die ›Fans‹ „obsessed“ (besessen) die Treue halten (vgl. Schmidt-Lux 2010, S. 50). Fussballfans kennzeichnet eine verstärkte Form von Wertschätzung und Verehrung gegenüber ihrem Verein (vgl. Otte 2010, S. 74), sie sind daher in direkter Abgrenzung zu Zuschauern und Zuschauerinnen umfänglich emotional erfasst (vgl. Roose et al. 2010; Schäfer 2010). Von Jugendlichen werden dabei in der Regel Vereine favorisiert, die örtlich erreichbar und/oder sportlich erfolgreich sind (vgl. Otte 2010, S. 79). Der besondere Reiz des Fantums fällt mit der Inszenierung als Großevent zusammen, ohne die der Fußball selbst an Attraktivität verlieren würde (vgl. Roose et al. 2010; Schäfer 2010). Während Fans bewusst und aktiv ein Massenevent ansteuern, irritieren derartige Ansammlungen durch eine augenscheinliche Unkalkulierbarkeit, Bedrohlichkeit und Irrationalität (vgl. Schäfers 1994, S. 22). Während bei den Fans Vorfreude kursiert, ist es bei nicht derart involvierten Akteurinnen und Akteuren oder sogar gänzlich Unbeteiligten häufig die „Unsicherheit über das Verhalten“ (Gebauer/Hortleder 1986, S. 268), die vorherrscht. Die Erwartungshaltung antizipiert dabei abweichendes bzw. nicht normgerechtes Verhalten ebenso wie Gewalt und Chaos (vgl. Stolz 2002, S. 39; Weis 1995; Gebauer 1986b; Bernard 1986).

Überraschenderweise sind jedoch die Handlungen von Fußballfans überwiegend lebensweltspezifisch ritualisiert und tradiert. Bereits Kinder und Jugendliche werden innerhalb der Rahmung Fußball mit einem spezifischen Repertoire an akzeptierten Verhaltensweisen, typischen Stilelementen sowie Hierarchien konfrontiert (vgl. Schwenzer 2002, S. 96 f.). Dies bedeutet zum einen, dass vermeintlich chaotische Zustände (An- und Abreise, Zusammensetzung und -findung auf den Stehrängen etc.) strukturiert und wiederkehrend verlaufen. Zum anderen werden diese z. T. intransparenten Prozesse und Abläufe (Rangordnungen, Koordination etc.) innerhalb der Fannetzwerke und -szenen überwiegend informell ausgehandelt und perpetuiert. Hier gilt, dass nicht „Sozialprestige aufgrund der gesellschaftlichen Stellung, sondern wirkungsvolle Inszenierung und langjährige Anhängerschaft [...] das Kriterium für die Anerkennung innerhalb der Fanszene“ (Schwenzer 2002, S. 104) darstellen. Die Szene nimmt einen Raum innerhalb des Stadions selbst ein. „Der Fanblock wird als ein Territorium begriffen, auf das man als Gruppe physisch und symbolisch Anspruch erhebt. [...] Auch hier findet Distinktion statt: Das Prestige eines Fans misst sich unter anderem daran, ob er ›früher‹ schon dabei war“ (Schwenzer 2002, S. 104 f.). Jugendliche Fußballfans jedoch können derartigen Anforderungen nur zum Teil entsprechen, da sie im Rahmen ihrer individuellen Fanbiographie über keine ausreichend andauernde Zugehörigkeit zu ihrem jeweiligen Verein verfügen. Eine langjährige Anhängerschaft entfällt folglich bei der Generierung von Prestige und Anerkennung innerhalb einer Fanszene. Neuere Studien verweisen deshalb darauf, dass die Inszenierung der eigenen Vereinszugehörigkeit, in Verbindung mit einem aktiven Support der eigenen Mannschaft, als Kompensator wirken kann (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013b). Damit partizipieren Jugendliche im Fußballkontext nicht nur als Anwärter/innen auf den Status eines erfahren und akzeptierten Fans.

Dass sich Jugendliche im Rahmen des Fußballsports zu sozialen Gruppen zusammenschließen und zu besonderer Aktivität neigen, ist ein durchweg bekanntes Phänomen (vgl. Heitmeyer/König 1988; Giulianotti 1995; Pilz 2006; Pilz/Wölki 2006). Die neuere Szeneforschung verweist zudem darauf, dass sich vor allem in Fußballkontexten gleichgesinnte Jugendliche aus unterschiedlichen sozialen Milieus unabhängig von Bildungsgrad und ihrer Herkunft formieren. Gerade bei diesen Gebilden handelt es sich um lose, sanktionsarme und themenfokussierte Zusammenschlüsse, was ihre Anziehungskraft begründet und zugleich gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen entspricht (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 15-26; Kathöfer/Kotthaus 2013a, S. 270 f.). Vor allem mitgliederstarke Fanszenen werden folglich, entsprechend des dargestellten Szenekonzeptes,

mit erheblichen Kommunikations- und Interaktionsproblemen konfrontiert, die nicht dauerhaft kompensiert werden können (vgl. Weiß 1999, S. 110). Jungendliches Fanssein wird damit ggf. zu einer organisatorischen Herausforderung.

Im Blick der Sozialen Arbeit fallen hier verstärkt negative Begleiterscheinungen auf, die im Zuge des Beitritts in die Fußballfanszene aufkommen können. Zweifels- ohne können soziale Gruppen im Fußballsport (bspw. politisch extreme Gruppierungen) Verhaltensweisen bis hin zu ideologischen Grundeinstellungen von Jugendlichen beeinflussen. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn in den Gruppen explizite Werte und Normen vorherrschen, die für involvierte Mitglieder bindend sind und durch sozialen Druck dauerhaft konstituiert werden (vgl. Schwonke 1994, S. 38). Im Ergebnis greifen diese Gruppen dann sanktionsreich in den Lebensraum ihrer Mitglieder ein und besetzen diesen nahezu vollständig (vgl. Schäfers 1994, S. 33). „Da die soziale Kontrolle von jedermann ausgeübt wird, wird der Konformitätsdruck von den Mitgliedern häufig erst dann bemerkt, wenn man mit dem Gruppenleben, aus welchen Gründen auch immer, nicht einverstanden ist, wenn man nur noch Kontrollierter, nicht mehr selber auch Kontrolleur ist“ (Schwonke 1994, S. 47).

Dies ist für Fußballszene jedoch eine sehr untypische Situation. Hier erweist sich die Anwendung von sozialem Druck als wenig erfolgversprechend, da vergleichbare Kontroll- beziehungsweise Sanktionsversuche durch die szenetypischen Eigenschaften und Konstitutionen wirkungslos bleiben bzw. langfristig wenig nachhaltig sind (vgl. Olson 2004, S. 49). Fußballszene pendeln eher zwischen äußeren und inneren Bedürfnissen: Einerseits fließen unterschiedliche Interessen, Meinungen und Stile in die Szenen ein und bedingen dadurch Wachstum, Attraktivität und Vielfalt. Andererseits führt diese Heterogenität wiederum zu erheblichen Problemen bei Willensbildungsprozessen und Koordination. Frustrationen, dauerhafte Bindungen und Einschränkungen bei der individuellen Auslebung des eigenen Szenelebens führen nicht selten zu verminderter Aktivität bzw. Austritt von Szenegängern und -gängerinnen. Für Fußballszene allgemein finden sich daher frei gestaltbare Erfahrungsräume, losgelöst vom verbindenden Thema und darüber hinaus unterschiedlichste und zum Teil vollkommen konträr zueinander gelagerte Intentionen, bei denen heterogene Akteure gemeinschafts- und gruppenbezogene soziale Beziehungen und Ausrichtungen hervorheben (vgl. Schäfers 1994, S. 33).

Agitationen in Fußballszene weisen insgesamt deshalb zumeist einen geringen Grad der Formalisierung und Systematisierung auf, so dass organisationstypische

Modelle von Hierarchie, Zweck und Mitgliedschaft nur sehr bedingt übertragbar sind (vgl. Abraham/Büschges 2004, S. 139). Hitzler/Niederbacher betonen an dieser Stelle wiederholt die labile und informelle Konstitution von Szenen (vgl. 2010b, S. 19). Dazu kommt, dass die Partizipationsintentionen der Szenegänger und -gängerinnen lebensphasentypisch stark abweichen und fluktuieren können.

Vor allem jugendliche Fans mit themenspezifischem Interesse suchen im Ablösungsprozess zu primären Sozialisationsinstanzen und im Zuge ihrer Individualisierung nach Orientierung, aber eben auch nach stets »passgenauen« Gesinnungsgenossen (Hitzler/Niederbacher 2010b, S.14 ff.). Während diejenigen, die bei der Lösung von Gruppenproblemen oder durch besonderes Engagement auffallen (vgl. Schwonke 1994, S. 45), zumeist als aktive Mitglieder den »Szenekern« ausgestalten, bewegt sich die Vielzahl aller Partizipanden als Szenegänger und -gängerinnen unverbindlich und ungebunden (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 185 f.).

Dieser umfangreiche und flexible Gestaltungsrahmen, der einerseits den Reiz zur Teilhabe begründet, verweist auf ein weiteres organisationssoziologisches Phänomen: Wenn „einer Gruppe ein Ziel oder Zweck gemeinsam ist, [führt dies dazu,] daß niemanden in der Gruppe der Vorteil oder die Befriedigung vorenthalten wird, die dessen Erreichung mit sich bringt“ (Olson 2004, S. 14). Die Möglichkeit des Rückzugs aus Gruppenaktivitäten geht häufig damit einher, dass anders motivierte Mitglieder einspringen (vgl. Vanberg 1978, S. 662), ein für Fußballszene ebenfalls typischer Prozess, der jedoch zugleich nicht zwangsläufig eintritt oder von Dauer sein muss (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013a).

4.3 Das Objekt der Begierde: Der moderne Fußball

Zwar wird in dieser Expertise wiederholt von „Fußballsport“ gesprochen, zutreffender wäre jedoch eher der Terminus der „Fußballindustrie“ oder „Fanindustrie“. Ohne dass sich der Fußball kommerzialisiert und eventuiert hätte, wäre das Interesse der Zuschauer/innen und letztendlich seine Funktion als Themenfokus von Szenen in dem gegebenen Ausmaß kaum vorstellbar. Dass der Fußballsport bei Fans und Zuschauerinnen und Zuschauern ein spezifisches Gemeinschaftsgefühl erweckt, ist wissenschaftlich als gemeinsamer Nenner anzuführen. Damit entfallen zunächst Aspekte von Ungleichheit und außersportlichen Differenzen, da diesen im Kontext einer solidarisch-agierenden Fangemeinde (zumindest temporär bzw. situationsbedingt) keine große Bedeutung zuzumessen ist (vgl. Schwenzer 2002, S. 100

f.) Fans vollziehen durch die emotionale Unterstützung ihrer Mannschaft einen symbolischen Schulterschluss, der sich ebenfalls auf Zuschauer/innen, die in heimischen oder öffentlichen Rahmungen die Spiele ihrer favorisierten Mannschaft verfolgen, überträgt. Fans und Zuschauerschaft sind dabei ein fester Bestandteil der sportlichen Inszenierung und untrennbar in die Inszenierung und Vermarktung des Fußballsports eingelassen, was diesen zu einem stark ökonomisch ausgerichteten Phänomen macht (vgl. Stolz 2002, S. 39). Erfolgsrezept hierfür ist „ein Massenpublikum, das sich bedingungslos an eine Mannschaft zu binden bereit ist, das begeistert, laut, vital und naiv ist“ (Gebauer/Hortleder 1986, S. 267).

Marktstrategisch müssen damit auch Kinder und Jugendliche langfristig an einen spezifischen Verein gebunden werden, was nicht untypisch ist, da sich gerade Profisportvereine als wirtschaftlich agierende Unternehmen verstehen (Christa 2006, S. 71), die von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen betroffen sind. Damit ist der professionelle Fußballsport interdependent mit der vorherrschenden Markttrationalität verbunden (vgl. Stolz 2002, S. 39). Im Fokus steht folglich die Absatzförderung sowie -steigerung des Produkts Fußball, einhergehend mit einer Gewinnorientierung, die letztlich eine Kommerzialisierung des Fußballsports kontinuierlich befördert (vgl. Weiß 1999, S. 216), was sich heute prägnant durch eine Integration und Allverfügbarkeit über alle Formen der Unterhaltungsindustrie (Pay-TV, Internet, Printmedien usw.) hinweg kennzeichnet (vgl. Frey 2000, S. 18). Im Zuge der Vermarktung sollen gleichsam kapitalstärkere Interessenten und Interessentinnen anzogen werden (vgl. Gabler 2010, S. 90 ff.).

Der Fußballsport ist damit ein sehr prägnantes Beispiel für das gesellschaftliche Miteinander, das zusehends mit derart gestalteten Erlebnisangeboten durchzogen und geradezu »verspaßt« wird (vgl. Hitzler 2011, S. 19 f.). „Infolge [dieser] Eventisierung werden kulturelle Veranstaltungen (wie z. B. Fußballveranstaltungen) transformiert und modifiziert, indem man sie mit erlebnis- und spaßsteigernden Angeboten deutlich anreichert und teilweise auch überfrachtet (z. B. fußball- und vereinsfremdes Liedgut in Stadien, Lotterien, Wettbewerbe und diverse Arten der Halbzeitunterhaltung). Diese Events sind stringent konzipiert, strategisch geplant und organisiert und konzipieren zunehmend neue, an die eigentliche Veranstaltung angelehnte Angebote wie zum Beispiel Public Viewing“ (Kathöfer et al. 2013, S. 27 f.). Fußball verfügt darüber hinaus über einen weiteren marktstrategischen Vorteil: Das Ergebnis ist unvorhersehbar und offen (Frey 2000, S. 19) und wird als einzigartiger Unterhaltungswert eingesetzt (vgl. Weis 1995, S. 130; Bernard 1986, S. 56; Gebauer 1986a, S. 13). Selbst das ungewisse Verhalten der Fans (Gebauer/Hortleder 1986, S. 268)

findet großes massenmediales Interesse: „Wird es gutgehen«, wird man Zeuge von »Randale« werden? Ob ein großes Fußballfest ein böses Ende finden wird, ist eine Frage, die außerordentlich emotionssteigernd wirkt“ (Gebauer/Hortleder 1986, S. 268). Trotz dieser vermeintlichen Schattenseite werden die Bemühungen der Vereine in ihrer gezielten Kundenbindung durch eine mediale Dauerpräsenz begünstigt, auch wenn sich diese mitunter durch Skandalisierungen kennzeichnet (vgl. Kathöfer et al. 2013, S. 28).

Werte und Gemeinschaftsgefühl

Nach wie vor entfaltet der Fußballsport jedoch auch einige gesellschaftsrelevante Eigenschaften, die sich vor allem durch eine idealisierte Darstellung akzeptierter Normen und Werte kennzeichnet (bspw. Leistung, Disziplin, Ehre, Fair Play). Unter Verzicht auf Komplexität werden diese auf dem Fußballplatz »vorgespielt« (vgl. Weis 1995, S. 130), quasi als Verweis auf eine westliche Arbeitsethik, in der Anstrengungsbereitschaft und Einsatz honoriert werden (vgl. Weiß 1999, S. 31). Diese Komprimierung gesellschaftlicher Wirkungsverläufe wird in ihrem Verlauf durch Rituale und Symbole aufgegriffen (Trikots, Vereins- oder Nationalhymne, Anfeuerungsrufe und -gesänge) (vgl. Weis 1995, S. 129). Damit erhält das ungewisse Spiel einen durchaus vorhersehbaren, festen und verlässlichen Bezugsrahmen, der nur marginalen Veränderungen unterworfen ist. In dieser tradierten und regelhaften Umgebung bietet der Fußballsport seinem Publikum die Möglichkeit der Entgrenzung, einen Freiraum also, in dem Abstand und Distanz zu übrigen Lebensbereichen hergestellt werden kann. Der populäre Sport lässt dabei Aggressionen überwachen zum Ausbruch kommen und übt gleichzeitig einen Mechanismus zu deren Kontrolle aus. Er vereinigt Individuen und Minderheiten ohne Unterschiede, aber er trennt sie auch letztlich voneinander (vgl. Gebauer 1986b, S. 114). „Kurz, der Sport stellt sich fundamental als Fest des gezähmten Bürgerkriegs und in dieser Eigenschaft als nützlich dar“ (Bernard 1986, S. 51).

Hierbei geht es um den bewussten, emotionalen und gewollten Bruch mit Verhaltensweisen und -mustern, die im »Alltag« akzeptiert und sanktionsträchtig eingefordert werden. Damit setzt der Fußballsport gesellschaftlich normierte Verhaltensweisen und Standards außer Kraft und kehrt diese teilweise um. Ein lautstarkes und emotionales Verhalten wird in Fußballkontexten geradezu gewünscht. Stadien und andere fußballspezifische Räume konstituieren Entfaltungsflächen für das (jugendliche) Publikum selbst (vgl. Schwenzer 2002, S. 91). Die Fans und Zuschauer/innen werden derart involviert, dass ihr Verhältnis zum Fußball „durch ein betontes

kinästhetisches Verständnis charakterisiert ist, das [sie letztlich sogar] mit dem aktiven Sport verbindet. Das bedeutet ein Mitgehen und eine intensive Identifikation mit den Aktiven, so dass man durchaus sagen kann, dass das Sporterlebnis von Aktiven und Zuschauern in vielerlei Hinsicht ein Ähnliches ist und es eher quantitative denn qualitative Differenzen gibt. Beispielsweise erlaubt die Anteilnahme am Triumph eines Siegers ein Erlebnis, das den Charakter einer persönlichen Teilhabe am Triumph hat“ (Weiß 2004, S. 221). Im Fußballsport werden die Zuschauer zudem mit einem Wettkampf zwischen zwei Rivalen konfrontiert (vgl. Bernard 1986, S. 56), was sich geradezu zeitnah ebenfalls auf die jeweiligen Vereinslager überträgt. Dabei geht es nicht nur um eine absichtsvolle Einflussnahme auf das Spielgeschehen selbst (vgl. Schwenzer 2002, S. 92 ff.), sondern immer wieder um unterschwellige, jedoch bedeutsame Themen und Problematiken unserer Gesellschaft (vgl. Gebauer 1986a, S. 10). Ohne „die Übereinkunft über ein abschließendes Resultat und eine geregelte Beendigung der Gewalt gibt es keinen Sport: ein Wettkampf, der in offenen Konflikt, in neue Zyklen der Gewaltanwendung übergeht, ist nur noch Kampf – Vorbereitung zur Revolte oder Bürgerkrieg“ (Gebauer 1986b, S. 113).

Das durch den Fußball konstruierte, inszenierte sowie kommunizierte Gemeinschaftsgefühl erweist sich damit als äußerst fragil und ist neben Entgrenzungsprozessen von einer distinktiven Ab- und Ausgrenzungspraxis betroffen (vgl. Schwenzer 2002, S. 100 f.). Unterschiedliche Akteursgruppen sind fortlaufend bemüht, spezifische Alleinstellungsmerkmale auszubilden (vgl. Schmidt-Lux 2010, S. 58 f.). So werden Abgrenzungsprozesse angestoßen (vgl. Gebhardt 2010, S. 187), die sich im Extrem in menschenfeindlichen oder abweichenden Verhaltensweisen manifestieren können. Vermehrt werden aber durch derartige Prozesse soziale Ungleichheiten, die zunächst unter dem Vereinsbanner beiseitegelegt worden sind, hervorgehoben (Kathöfer et al. 2013, S. 30 ff.).

4.4 Die Struktur der Fans

Klassische Einordnung nach Heitmeyer/Peter

Wurde zuvor von „den Fans“ oder „den Fangruppen“ bzw. „der Fußballszene“ gesprochen, ist es für eine effektive Soziale Arbeit – wie im Folgenden dargestellt werden wird – notwendig, die Struktur der Fußballszene genauer zu untersuchen. Einen ersten umfassenden Einblick in Fan- und Zuschauerkonstellationen bot die im Jahr 1988 erschienene Studie von Heitmeyer/Peter über die Ausdifferenzierung und Veränderung der Fußballszene in Deutschland. Ergiebig und aufschlussreich sind bis heute

die hier vorgenommene Kategorisierung von Fans entlang differenzierter Motive unter Einbeziehung von Bedeutungsaspekten, die im Zusammenhang mit dem Fußballsport selbst stehen (vgl. Heitmeyer/Peter 1988, S. 31). Jugendliche Stadionbesucher und -besucherinnen agieren dieser Argumentationslinie folgend als konsumorientierte, fußballzentrierte oder erlebnisorientierte Teilnehmer/innen im Rahmen eines Fußballereignisses (vgl. Heitmeyer/Peter 1988, S. 31). Heitmeyer/Peter identifizierten konsumorientierte Jugendliche, die den Fußballsport als austauschbares Konsumgut betrachten. Ihre Anbindung an spezifische soziale Gruppen in Stadien oder Fußballkontexten ist dabei nicht, nicht dauerhaft oder kaum gegeben. Zudem ist das Interesse für den Sport unbeständig und schwankend (vgl. Heitmeyer/Peter 1988, S. 32). Anders dagegen fokussieren fußballzentrierte Jugendliche den Fußballsport als zentrales und bedeutsames Element der individuellen Lebensgestaltung und weisen entsprechende Integrationsbemühungen auf. »Zentrierung« bedeutet hier, neben einer dauerhaften und langfristigen Vereinsbindung, ebenfalls eine aktive Teilhabe am Fußballgeschehen insgesamt. Innerhalb der Stadien (aber auch darüber hinaus) formieren sich fußballzentrierte Fans in Gruppen Gleichgesinnter, die allwöchentliche Aktivitäten rund um den favorisierten Verein planvoll ausgestalten. Diese sozialen Gruppen streben nach einer stilistischen und individualisierteren Fanpraxis, indem sie wiederkehrend Räume auf »ihren« Tribünen einnehmen und durch eigene Materialien kennzeichnen (vgl. Heitmeyer/Peter 1988, S. 32). Die Bedeutung von primären Sozialisationsinstanzen (z. B. Familie) ist hierbei nicht unerheblich, auch wenn jugendliche Fußballfans, zunehmend losgelöst von diesen, ihr spezifisches Fansein praktizieren (Kathöfer/Kotthaus 2013a, S. 271).

Im Fokus sozialarbeiterischer Handlungspraxis sind dagegen eher diejenigen Fans, denen Heitmeyer/Peter (1988) eine Erlebnisorientierung als Motivlage zusprechen. Erlebnisorientierte jugendliche Fußballfans greifen, legt man die Begrifflichkeiten Hitzler/Niederbachers (2010b) zugrunde, den Aspekt des Spektakels auf und suchen in diesem Rahmen nach intensiven Erlebnissen, Möglichkeiten der (Selbst-)Präsentation sowie Situationen, die einen gewissen »Nervenkitzel« versprechen. Dabei repräsentiert der Fußball eine variabel austauschbare Erlebnis- und Präsentationsfläche. Er ist lediglich »Mittel zum Zweck«, wobei die Präsentation des Fußballs als Massenveranstaltung zusätzliche Teilhabemotivationen schürt (Heitmeyer/Peter 1988). Auch erlebnisorientierte Jugendliche finden sich in festen sozialen Gruppen wieder, die insgesamt aber ein eher ambivalentes Verhältnis zum Sport aufzeigen (ebd.) und ggf. durch körperliche Auseinandersetzungen mit gegnerischen Fans oder »Hooliganismus« auffallen können (vgl. Giulianotti

1999). Abweichendes Verhalten wird zumeist Fans zugeschrieben, die Fußball über den Sport hinaus mit einem gewissen Eventcharakter versehen und erlebnisorientiert in Veranstaltungskontexten in Erscheinung treten. Da der Fußballsport durch seine ausgeprägte Inszenierung als Massenveranstaltung verstärkt als Protestfläche genutzt wird, kam es in der Vergangenheit zu einer kategorialen Erweiterung um kritische Fans oder Postfans (König 2002, S. 51 f.). Kritische Fans haben großes Interesse am Fußballsport sowie einer spezifischen Mannschaft. Es wird jedoch eine dezidiert kritische Haltung gegenüber kommerziellen Tendenzen im Fußballsport eingenommen, was mit einer Distanzierung gegenüber passiven Konsumentenrollen einhergeht. Erklärtes Ziel ist es, durch dauerhaftes, konzentriertes Eigenengagement kommerzielle Tendenzen zurückzudrängen und traditionalistische Entwicklungen des Vereins aktiv zu fördern (vgl. Gabler 2009, S. 79; König 2002, S. 51 f.). Das Konfliktpotential liegt folglich nicht nur in dem Zusammentreffen von gegnerischen Fangruppen, sondern verbirgt sich auch in Abgrenzungs- bzw. Ausschluss Tendenzen innerhalb einer Fangemeinschaft (Kathöfer/Kottaus 2013a, S. 272 f.).

Die von Heitmeyer/Peter (1988) und König (2002) entworfenen Kategorisierungen sind in diesem Zusammenhang nicht als starre Idealtypen zu verstehen und miteinander kombinierbar. Problematisch bleibt jedoch, dass alle vier Kategorien die stetig ansteigende Zahl der konsumierenden Zuschauerschaft unberücksichtigt lassen. Die Trennschärfe zwischen Fans, aktiven Fans und einem unbeteiligten Publikum geht so weitgehend verloren, da die Grundgesamtheit, d. h. die Summe der anwesenden Personen sich von Woche zu Woche verändert. Zudem hat sich ein Fußballtourismus entwickelt, in welchem Personen ihrem Verein nachreisen und auffälliges Verhalten zeigen, ohne am Spiel selbst teilzunehmen. Abschließend suggerieren die Kategorien eine Beherrschbarkeit und überzeitliche Dauerhaftigkeit des Feldes, welches unter dem Gesichtspunkt des Szenekonzepts, das ja gerade auf lose Bindungen (weak ties) und Offenheit setzt, nicht realistisch erscheint.

Weiterentwicklung des klassischen Fanmodells

In loser Anlehnung an die voranstehenden Typisierungen entwickelten Pilz et al. (2006) ein Modell, welches sich an vorhandenen Selbstbeschreibungen der sozialen Gruppen innerhalb der Stadien orientiert. Durch die Ausrichtung an englischen Vorbildern ließen sich hier drei typische Fanstile identifizieren (vgl. Gabriel 2004, S. 179), von denen die sogenannten Kuttenfans, vor allem in den 1970er und 1980er Jahren in deutschen Stadien weit

verbreitet waren. Kuttenfans sind nach dem markanten Kleidungsstück dieser Fans benannt – der »Kutte«. Damit wird eine mit Aufnähern bestickte Jeansweste oder -jacke bezeichnet. Zunehmend werden heute aber Fans, die sich in Vereinsutensilien und Trikots kleiden, ebenfalls als »Kuttenfans« bezeichnet (Kathöfer et al. 2013, S. 40 ff.). Sie eint eine umfassende Fußballzentrierung und eine Liebe zu ihrem Verein, die in vielen Fällen zum zentralen Lebensmittelpunkt und -inhalt wird. „Kuttenfans gehen ins Stadion, um ihre Mannschaft gewinnen zu sehen, sie stehen leidenschaftlich und bedingungslos hinter ihrer Mannschaft und kämpfen für die Ehre ihrer Mannschaft. Die gegnerische Mannschaft wie auch deren Anhänger werden automatisch zu Gegnern, ja oft auch Feinden, die es unter allen Umständen zu besiegen gilt“ (Pilz 2006, S. 6). Persönliche Belastungen jedweder Art können mit Erfolgen der Mannschaft kompensiert werden. Andererseits schlagen spielerische bzw. vereinsbezogene Niederlagen, Demütigungen durch den Gegner leicht auf das individuelle Fandasein um (vgl. Pollmann 2009). Situationsbedingt sind so auch gewaltförmige Auseinandersetzungen zu beobachten, was im Vorfeld durch gezielte sozialarbeiterische Präventions- und Interventionsmaßnahmen unterbunden werden sollte (vgl. KOS 2012, S. 11 ff.). Aufgrund der Spielbezogenheit mit Blick auf mögliches abweichendes Verhalten sind Kuttenfans häufig jedoch nur unzureichend berechenbar, da Handlungen bzw. abweichendes Verhalten i.d.R. situationsbedingt auftreten.

Anders dagegen agieren als Hooligans oder Hools bezeichnete gewalttätige Fußballfans, die eine speziell auf gewaltförmiges Verhalten ausgelegte Fanpraxis aufweisen. Seit den 1980er Jahren entstanden im Umfeld nahezu aller deutschen Vereine Absplittierungen dieses Fantyps (vgl. Gabriel 2004, S. 179), bei dem Gewalt als Selbstzweck (vgl. Pilz 2006) im Vordergrund steht. Auf Grund der heutigen Sicherheitsstandards verlagern sich diese Auseinandersetzungen zunehmend weg von der eigentlichen sportlichen Veranstaltung, hin zu sogenannten »Drittortauseinandersetzungen« außerhalb der Stadien. Das Ziel der Auseinandersetzung besteht weniger in der Zerstörung des Gegners als vielmehr darin, ihn in die Flucht zu schlagen und die eigene Gruppe als kampfstärkere Einheit zu inszenieren (vgl. Zifonun 2008). Durch die stetige Zunahme polizeilicher Kontrollen und Repressionen im Stadion werden diese Tendenzen verstärkt, sodass sich diese Art von Treffen „in der Hooliganszene etabliert [hat]. Man verabredet sich zu einem »Wald-und-Wiesen-Match« bzw. gehört der »Wald-und-Wiesen-Fraktion« an“ (Gabler 2010, S. 26).

Bis heute hält sich der Mythos, dass Hooliangruppen ihre Anhängerschaft aus allen Bildungs- und Sozialschichten beziehen. Pilz geht dabei soweit, Mitgliedern

von Hooliangruppen »zwei Identitäten«, „eine bürgerliche Alltagsidentität und eben ihre subkulturelle Hooliganidentität“ (Pilz 2006, S. 7) zuzusprechen. Beiden Aussagen fehlt es an empirisch begründetem und vor allem aktuellen Datenmaterial, denn die Bedeutung von Hooligans im Profifußball ist umstritten. In den höheren Ligen spielen sie, aufgrund des deutlich gestiegenen Repressionsdrucks, eine geringere Rolle (vgl. Farin 2001, S. 193), was zudem letztlich höhere Bildungs- und Sozialschichten potentiell ausschließen dürfte, da juristische Konsequenzen vor allem für prestigelastige und renommierte Berufsgruppen deutlich umfassendere Auswirkungen haben könnten.

Der dritte und aktuell präsenteste Fantyp in der wissenschaftlichen Literatur ist der Ultrafan, der sich nach italienischem Vorbild seit den 1990er Jahren in den deutschen Stadien etablierte (vgl. hierzu z. B. Gabler 2010; Pilz/Wölki 2006; Schwier 2006). Während Ultras in Italien im Zuge der Arbeiter/innen- und Studierendenbewegung in Erscheinung traten, sind politische Agitationen der zumeist jugendlichen deutschen Ultrafans zunächst eher als Randerscheinungen festzuhalten und nur selten in Bezug zu sozialen Ungleichheiten zu setzen. Ultrafans zeichnen sich durch aufwendige Unterstützung ihrer jeweiligen Mannschaften aus, die in ihrer heutigen Form sehr nahe am italienischen Vorbild orientiert ist (vgl. Falk 2004). Die andauernden Gesänge und Choreographien werden in der Regel von einem Vorsänger (mit Megaphon) geleitet. Die Auftritte der verschiedenen Fanblöcke avancieren mehr und mehr zu einem eigenständigen Wettbewerb (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b, S. 16 f.). Ultrafans haben nach Darstellung vieler Autor/innen einen Generationswechsel in der deutschen Fußballlandschaft eingeleitet. In der Ultraszene findet sich das »wahre Fantum«, das den Kern der jeweiligen Gruppen ausmacht, die wiederum ohne Einschränkung hinter »ihrem« Verein stehen. Ultras verstehen sich nach Gabler als „Bewahrer der Tradition des Vereins und reklamieren damit, dass eigentlich sie der Verein sind“ (Gabler 2010, S. 69). Die Gleichsetzung von Ultra mit Fanatismus und »Extremismus« liegt daher nahe und findet sich z. T. in deren Selbstbeschreibung und -definition wieder (vgl. Falk 2004), was letztlich bei Ordnungsinstanzen zu besonderer Aufmerksamkeit und Vorsicht führt.

Kritische antikommerzielle Haltungen, unbedingte Vereinsliebe und eine intentionale Erlebnisorientierung führten in Teilen der Fanszene zu neuen Entwicklungen, die Erklärungsbedarfe mit sich brachten. Vor allem Fans, die gewaltförmiges Verhalten als Teil des eigenen Handlungsrepertoires aufgenommen haben und dazu in den benannten moderneren Fanformationen agierten, wurden in einer neuen Fankategorie zusammengefasst: den Hooltras (vgl. Pilz 2006). Gabler (2010) koppelt die

dargestellten Klassifizierungsmodelle an die Kategorien von Heitmeyer/Peters (1988): „So entsprechen die Kutten weitgehend dem Typus des fußballorientierten Fans, die Hooligans dem des erlebnisorientierten Fans, der Ultra dem kritischen Fan und der Hooltra einer Mischung aus dem erlebnisorientierten und kritischen Anhänger“ (Gabler 2009, S. 79). Gerade jugendliche Ultrafans scheinen nach diesem Sachstand „eine Art Generationenkonflikt“ (Gabler 2010, S. 78) hervorzubringen. „Nichtsdestotrotz wird ihre Führungsrolle beim Support von den meisten Fans grundsätzlich erst einmal akzeptiert. Die führende Ultragruppe beziehungsweise ihr Vorsänger muss schon sehr viel Unmut auf sich ziehen, bevor die Kurve ihnen offen die Gefolgschaft verweigert“ (Gabler 2010, S. 79) - eine heute empirisch nicht mehr haltbare These (vgl. Göldner et al. 2013, S. 258 ff.).

Ordnungsinstanzliche Typisierungen

Analog dazu basiert die polizeiliche Typologisierung von Fußballfans – ausgehend vom Abschlussbericht der Arbeitsgruppe „Sport und Sicherheit“ (1993) – bundesweit auf deren Neigungen zu Gewalttaten. Fußballfans werden pragmatisch in drei Kernkategorien unterteilt:

- Kategorie A (friedliche Fans),
- Kategorie B (gewaltbereit/-geneigt) und
- Kategorie C (gewaltsuchend) (vgl. Landesamt für Zentrale Polizeiliche Dienste Nordrhein-Westfalen 2011, S. 5).

Entgegen der medialen Darstellung von Gefahren- und Gewaltszenarien im Fußballsport werden nach wie vor etwa 90 Prozent aller deutschen Fans und Zuschauer als friedlich eingestuft, was im Speziellen eben auch die Mehrheit der Kutten und Ultrafans einschließt. Letztere sind nach diesem Bericht aber vermehrt an sogenannten »Störerhandlungen« beteiligt (vgl. Landesamt für Zentrale Polizeiliche Dienste Nordrhein-Westfalen 2011, S. 6). An Spieltagen werde über „eine Steigerung der Aggressivität von Angehörigen der »Ultra«-Gruppierungen sowie eine Solidarisierung gegenüber Mitarbeitern der Ordnungsdienste und Einsatzkräften der Polizei berichtet, wenn diese gegen Mitglieder der jeweiligen Gruppe einschreiten“ (Landesamt für Zentrale Polizeiliche Dienste Nordrhein-Westfalen 2011, S. 6). Einige Ultras werden deshalb ohne Einschränkung in die Kategorien B und C klassifiziert. Es verbleiben einige wenige Fans (ca. 1 %), die als »zur Gewalt entschlossen« gelten und gezielte körperliche Auseinandersetzungen mit willigen gegnerischen Gruppen suchen. Nach Schätzungen der Polizei waren in der Saison 2009/2010 in der Ersten und Zweiten Bundesliga insgesamt ungefähr 9.685 Personen den Kategorien B (7.240) und C (2.445) zuzuordnen. Das entspricht einem Mittel von 269 Personen dieser Kategorien

je Verein in beiden Ligen (vgl. Landesamt für Zentrale Polizeiliche Dienste Nordrhein-Westfalen 2011, S. 7).

4. 5 Diskussion im Rahmen dieser Expertise

Unter Berücksichtigung der neueren Szenetheorie und mit Blick auf die zunehmenden Wandlungsprozesse im Fußballsport wird an dieser Stelle ein durchaus erheblicher Forschungsbedarf ersichtlich. Für eine differenzierte sowie aktuelle Darstellung der Fanszene sind typenartige Etikettierungen anhand fixer Merkmale wenig ergiebig. Für die (westdeutsche) Ultrafanszene konnte dieser Sachstand bereits empirisch aufgeschlüsselt und begründet werden. Zweifelsohne konstituieren Ultragruppen und -szenen ein explizites ›Wir-Gefühl‹, angelehnt an ein Thema oder eine Idee (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010a, S. 19), jedoch bieten Szenen derart vielfältige Partizipationsflächen, dass Art, Umfang, Dauer, Schwerpunkte und Intensität individueller Teilhabe immens differieren und vor allem fluktuieren (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013a, S. 268 ff.). Dieser Umstand wird sowohl in der sozialarbeiterischen Praxis mit Fans sowie in bisherigen wissenschaftlichen und ordnungsinstanzlichen Abhandlungen nur bedingt berücksichtigt. Wie bereits an einigen Stellen kritisch aufgeführt, fundieren die zuvor skizzierten Darstellungen nicht nur den gesellschaftlichen sowie fachlichen Diskurs um Fußballfans und Fanszene. Die weitgehend vernetzte und in (über-)regionale Strukturen eingelassene Soziale Arbeit mit Fans findet ebenfalls auf Basis dieser Analysen statt.

5 Soziale Arbeit mit Fußballfans

5.1 Konzeption derzeitiger Fanarbeit

Die Arbeit mit Fans als eine Form Sozialer Arbeit konstituierte sich im Laufe der 1980er Jahre, in denen Fußballfans verstärkt durch gewalttätige Auseinandersetzungen im Rahmen von Fußballveranstaltungen sichtbar geworden waren (vgl. Pramann 1980, S. 41). Zunehmende mediale Darstellungen von abweichenden Verhaltensweisen in Fußballkontexten untermauerten eine Eingriffsnotwendigkeit. Als Dauerthema wurden Gewalttaten im Fußball, neben der gesellschaftlichen Auseinandersetzung, ebenfalls auf politischer und wissenschaftlicher Ebene als soziales Problem aufgegriffen und neu definiert. Die Grundlage dieser Problemdefinition fand ihren Ursprung 1979 in dem vom Bundesinnenministerium beauftragten Gutachten Gewalt und Sport: „Wenn die Lösung der vielfältigen Probleme der Fans indirekt auch zur Reduktion von Gewalthandlungen führt, dann ist ein zielgruppenorientierter Einsatz von Sozialarbeitern und –pädagogen erforderlich“ (Pilz et al. 1982, S. 20). In dieser Formulierung zeigt sich zunächst die für die Soziale Arbeit im Allgemeinen bzw. für die Fanarbeit im Speziellen typische

Handlungsparadoxie sowie deren Zweckrationalismus, da neben der zentralen sozialarbeiterischen Verpflichtung gegenüber wesentlichen gesellschaftlichen Werten mit primärer Stellung (vgl. Merten/Olk 1996, S. 572), gleichzeitig auch Bedarfs- und Problemlagen der Klientel Berücksichtigung finden müssen. Obwohl es sich im Kern des Gutachtens um eine Evaluation der gesamtgesellschaftlichen Bedingungen im Rahmen der verzeichneten Entwicklungen handelte, resultierten daraus für die Soziale Arbeit ausschließlich Handlungsanweisungen zur Prävention, Kontrolle und Intervention mit Blick auf Gewalt bzw. gewaltförmiges Verhalten (vgl. Pilz et al. 1982, S. 7 ff.). Soziale Arbeit sollte demzufolge „dazu beitragen, daß die Jugendlichen in ihrer Freizeit lernen, insbesondere das Bedürfnis nach Erlebnis, Aktivität, Spannung, eigener Wirksamkeit sozial angemessen (gegebenenfalls auch in anderen Feldern) zu realisieren, alternative Interessen aufzubauen, Vorurteile abzubauen“ (Pilz et al. 1982, S. 20). Zeitnah entstanden folglich die ersten deutschen Fanprojekte, denen als strategisches Instrument die Bearbeitung des definierten und nun institutionell etablierten sozialen Problems (Gewalt im Fußball) überantwortet wurde. Ihre Entwicklung lässt sich als eine Stufe erfolgreicher Problemkonstruktion und -darlegung deuten (vgl. Dollinger/Raithel 2006, S. 27).

Heutige Fanprojektarbeit lässt sich einer Vielzahl von Arbeitsfeldern zuordnen. Als Dachverband hat sich die Kooperationsstelle Fanprojekte (KOS) in Deutschland etabliert. Sie koordiniert und begleitet die sozialpädagogisch arbeitenden Fanprojekte in Deutschland durch inhaltliche Unterstützungsleistungen (vgl. KOS 2012, S. 6). Als Arbeitsgrundlage wird bis heute das 1979 in Auftrag gegebene Gutachten Sport und Gewalt (vgl. Pilz et al. 1982) angeführt, dessen Inhalte 2012 reformiert, aber in neuerer Lesart noch nicht erkennbar flächendeckend umgesetzt wurden. Auch das neue Konzept verbindet die Lebenswelten von Fans mit abweichendem Verhalten und darauf resultierender Gewaltprävention mit entsprechenden, repressiven Konsequenzen (NKSS 2011, S. 7-16).

Auf dessen Basis werden netzwerkartig insgesamt 52 Fanszenen betreut (vgl. KOS 2012, S. 6), wobei fraglich ist, inwieweit „Lebensweltorientierung“ in dem in dieser Expertise dargelegten Sinn in der praktischen Arbeit der Fanprojekte bereits umgesetzt wurde. Als wesentliche Arbeitsbereiche benennt die KOS die Beratung und Qualitätssicherung, die Koordination und Vernetzung, Aus- und Fortbildung sowie eine eigene Dokumentation und Öffentlichkeitsarbeit, während die unmittelbare sozialpädagogische Tätigkeit mit den heterogenen Fanszenen vor Ort in den regionalen Fanprojekten abgewickelt wird (KOS 2012, S. 7 ff.). Auch für die KOS ist Fanarbeit als sozialarbeiterische Querschnittsaufgabe zu

verstehen. Dies resultiert aus der stark heterogenen Ausgestaltung der Fanszenen, die sich quer durch alle Altersgruppen hindurch vollzieht. Im Kernfokus stehen in Anlehnung an das NKSS jedoch nach wie vor jugendliche Fanszenen, was den Bezug zur offenen Jugend- und Kulturarbeit, der Arbeit mit jungen Menschen in prekären Lebenslagen sowie zur Familienberatung unterstreicht (KOS 2012, S. 8 ff.). Zu den Aufgaben gehören im weiteren Sinne die Prävention von Delinquenz und Devianz (Gewalt, politischer Extremismus, Drogenabusus, Fremdenfeindlichkeit) sowie die non-formale Bildung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Diese wird im Wesentlichen nicht an den Spieltagen selbst, sondern in Einzelprojekten (bspw. Studienfahrten) wahrgenommen (KOS 2012, S. 8 ff.).

Nominell stehen solche Projekte allen interessierten Fans offen. Organisational ist die Arbeit mit Fans vor allem durch zwei Bereiche finanziert und konzeptionell gebunden. Zum einen sind dies die Fanabteilungen der jeweiligen Vereine, welche in eigener Regie eine Fanbetreuung bei Heim- und Auswärtsfahrten, aber auch im Rahmen von Projektarbeiten (Antirassismuserbeit etc.) ermöglicht. Fanprojekte in ihrer Drittelfinanzierung (Kommune, Länder, Verbände) bieten ebenfalls eine Spieltagsnachbetreuung an. Dazu zählen thematische Fahrten, Präventionsprojekte (Streetkick) und andere niederschwellige Angebote (vgl. KOS 2012). Die unmittelbare Ausgestaltung der Fanprojektarbeit ist aufgrund der prekären Mittelausstattung der regionalen Projekte z. T. äußerst problematisch. Die direkte präventive und interventive Soziale Arbeit mit Fans kann in vielen Fällen (auch mit Blick auf zurückliegende Sachberichte der KOS) durch fehlende oder ausbleibende Finanzierungshilfen, strukturelle Defizite und einer einhergehenden Unterbesetzung nur eingeschränkt ausgeführt werden. Obwohl auch das NKSS (1992) drei hauptamtliche Fachkräfte pro Fanprojekt empfiehlt, ist ein Großteil der deutschen Fanprojekte nach wie vor unterbesetzt (vgl. KOS 2012, S. 9).

Wiewohl Fanprojekte ohne Zweifel wichtig sind, stellt sich die theoretische Verankerung ihrer Arbeit nicht durchgängig dem Stand der Forschung und ihrer personalen Ressourcen nicht den selbstformulierten Ansprüchen entsprechend dar. Es wurde bereits in der Erörterung der Szenetheorie ausgeführt, dass diese als Ganzes allein aufgrund ihrer Flexibilität, ihrer losen Verbindungen, ihrer geringen „Fassbarkeit“ sowie ihrer schieren Masse kaum greifbar und damit für die Soziale Arbeit schwer bearbeitbar ist. Es muss damit ein Kriterium gefunden werden, Ressourcen gezielt und effektiv einzusetzen, ohne direkt und ggf. unabsichtlich in die Engführung der Gewaltprävention zu geraten. Es wird deshalb vorgeschlagen, Dimensionen sozialer Herkunft als Möglichkeit der Verbindung von Lebensweltverständnis und Szene auf der einen Seite sowie soziale Herkunft und

Ungleichheit auf der anderen Seite, heranzuziehen. Diese Gedanken werden im Folgenden konkretisiert.

5.2 Soziale Herkunft

Sozialisationsverläufe als Prozess der Vergesellschaftung von Kindern und Jugendlichen finden im Rahmen ihrer sozialen Herkunft statt. Diese wird „üblicherweise mithilfe der sozioökonomischen Stellung ihrer Familie bestimmt, das heißt mithilfe von Daten zur relativen Position ihrer Eltern in einer sozialen Hierarchie, deren Ordnungsprinzipien in der Verfügung über finanzielle Mittel, Macht und Prestige bestehen“ (Maaz et al. 2011, S. 11). Konzepte wie Vorstellungen von der eigenen Selbstwirksamkeit, Kommunikationsfähigkeiten, aber auch Bildungsentscheidungen sind hiermit in Bezug zu setzen. In Anlehnung an Bourdieu (1983) und Coleman (1988, 1991) werden laut Maaz et al. (2011) auch das „kulturelle“ und das „soziale“ Kapital als Faktoren sozialer Herkunft eingebunden. Hierbei wird davon ausgegangen, dass kulturelle und soziale Ressourcen, indem sie das Handeln der Personen mitbestimmen, auch die sozioökonomische Stellung beeinflussen können. In diesem Kontext darf nicht unerwähnt bleiben, dass neben den zentralen Dimensionen des ökonomischen und kulturellen Kapitals ebenfalls das soziale Kapital einen wesentlichen Bestandteil der Ausstattung von Menschen repräsentiert (vgl. Bourdieu 1983, S. 184 f.). Wie in Kapitel 2.3 dargestellt, generiert sich in Szenen, in denen Fans unterschiedlichster Herkunft als Gesinnungsgenossen zusammenkommen, vor allem Sozialkapital. Während der Zusammenhang zwischen Gewalt und sozialer Herkunft nicht signifikant erklärbar ist (vgl. u. a. Albrecht 2001, 2010), finden in Szenen jedoch spezifische ressourcenbezogene Ausgleichprozesse sowie Unterstützungsleistungen zwischen Mitgliedern statt. In ihrer Eigenschaft als ›weak tie‹ Netzwerke verfügen Szenen zudem über enorme Informationsverteilungsmöglichkeiten.

Soziale Arbeit mit ›der Szene‹ erscheint wenig sinnvoll, da eine Vielzahl von Partizipanden überhaupt keinen Bedarf an sozialarbeiterischen oder -pädagogischen Maßnahmen haben. Gerade mit Blick auf die soziale Herkunft und Ungleichheit läuft die Soziale Arbeit an dieser Stelle Gefahr, eigene Kapazitäten ineffektiv und wenig effizient an den eigentlich Bedürftigen vorbei zu leiten sowie nicht bedürftige Szenegänger und -gängerinnen als potentielle Klienten zu klassifizieren.

Dennoch ist Soziale Herkunft die entscheidende Variable für den Zugang von Jugendlichen zu ihrer Umwelt. Das Kind ist an seine Herkunft gebunden, für Dritte gilt in Bezug auf seine Äußerungen, sein Verhalten und seine Handlungen nicht *res ipsa loquitur*, eine Einschätzung erfolgt immer im Kontext seines Status. Dies gilt in der

positiven Bewertung ebenso wie in Bezug auf Diskriminierungserfahrungen. Die Merkmale Alter, Ethnie, Religion und sexuelle Identität entfalten wahrscheinlicher ihre potentiell benachteiligende oder auch diskriminierende Wirkung im Zusammenhang mit Armut und prekärer Herkunft (vgl. Jennessen et al. 2013). Leistung und Erfolg, ausgedrückt durch kulturelles Kapital in transferierter Form (vgl. Bourdieu 1983) sind wesentliche Schlüssel zur Befriedigung persönlicher Bedürfnisse und Planungen in einer abgeschwächt meritokratisch aufgebauten Sozialordnung. In diesem Zusammenhang stellen sich fortlaufende Verstärkungseffekte ein, die im direkten oder indirekten Zusammenspiel „die Platzierung des Individuums im sozialen Raum“ (Abels 2010, S. 210) bestimmten. Kapitalien generieren andere und können damit aufgezeigte Positionierungen begünstigen. „Dem Kapital wohnt eine Überlebenstendenz inne; es kann ebenso Profite produzieren wie sich selbst reproduzieren oder auch wachsen“ (Bourdieu 1983, S. 183). Schroeter verweist auf Kettenreaktionen, die wiederum Kapitalien produzieren (vgl. Schroeter 2008, S. 367) und ggf. krisenhafte Situationen vermeiden oder bewältigen können. Es ist offensichtlich geworden, dass gerade Fanszenen prädestiniert sind, Jugendliche und junge Erwachsene unterschiedlichster sozialer Herkunft zusammenzubringen. Benachteiligungen und Defizite im Zusammenhang mit der sozialen Herkunft betreffen hier Individuen und/oder Gruppen. Konkrete Auswirkungen auf die Szene insgesamt sind aktuell nicht empirisch fassbar. Präventionsintentionen allgemeinerer Natur sollten sich daher die »weak tie« typische Informationsfunktion zu Nutze machen. Hierzu bedarf es der Identifikation und Ansprache des Szenekerns, in dem die tatsächlich aktiven und engagierten Szenegänger/innen vorzufinden sind. Dies setzt wiederum ein dezidiertes Verständnis bzgl. hier verorteter Gegebenheiten und Abläufe voraus.

5.3 Soziale Ungleichheit

Bei der Sozialen Herkunft handelt es sich rückblickend um eine Kategorie oder Möglichkeit der Deskription. Soziale Ungleichheit hingegen geht über die Beschreibung des Status Quo hinaus und hebt, basierend auf dem Umstand, dass die soziale Herkunft der Menschen sie mit unterschiedlichen Ressourcen, Zugängen und Möglichkeiten der sozialen Teilhabe ausstatten, auf deren Auswirkung in vergleichender Art und Weise sowie die Mechanismen der Reproduktion der Ungleichheit sozialer Herkunft ab. Soziale Ungleichheit zielt daher auf die asymmetrische Verteilung von »Positionen« im gesellschaftlichen Gefüge (vgl. Burzan 2011). Dieser Argumentationslinie folgend haben Individuen bei ihrer Geburt weder identische Startchancen noch eine in Bezug auf die Verteilung von Macht, Einfluss, Gütern,

Verwirklichungschancen usw. ausgeglichene Ressourcenausstattung. Die Tradierung von sozialer Ungleichheit sowie die ungleiche Verteilung von Positionen und von Möglichkeiten in der Gestaltung von Lebensbedingungen hängen unmittelbar miteinander zusammen (vgl. Coleman 1991; Degele/Winker 2011; Diewald/Faist 2011). Dazu müssen die Positionen im Verteilungsmechanismus einen „Wert“ oder ein „Gut“ darstellen. Dies ist in der modernen Gesellschaft in der Regel der Besitz verschiedener Kapitalsorten. Zweitens müssen diese Werte und Güter ohne implizite Wertung ungleich verteilt sein. Drittens muss Ungleichheit sozial konstruiert sein, d. h. ihr Zustandekommen ist nicht auf zufällig auftretende Faktoren wie bspw. genetische Vererbung zurückzuführen (Hradil 2004, S. 196 f.).

Hradil (2004, S. 196 f.) benennt vier Dimensionen sozialer Ungleichheit: Ursachen, Determinanten, Dimensionen und Folgen. Unter „Ursachen“ sind die Zusammenhänge und Mechanismen gemeint, welche soziale Ungleichheit bewirken. „Beispiele für Ursachen sozialer Ungleichheit sind Ausbeutungsverhältnisse, soziale Vorurteile oder Diskriminierung. Dies bedeutet, dass Merkmale von Personen (wie Ausbildung, Geschlecht, Alter, Beruf, ethnische Zugehörigkeit) erst dann zu Determinanten sozialer Ungleichheit werden, wenn sie über soziale Mechanismen vermittelt systematisch mit Vor- und Nachteilen (als Dimension sozialer Ungleichheit) verbunden werden“ (Solga et al. 2009, S. 19). Ohne die erwähnten Auslöser erlangen „Determinanten“ sozialer Ungleichheit nicht ihre Bedeutung. Hiermit werden „soziale Merkmale von Menschen (Berufe bzw. Berufsgruppen, Geschlecht, Alter, ethnische Zugehörigkeit, etc.), die an sich keine Vor- oder Nachteile darstellen, mit denen aber empirisch nachweisbar mit erheblicher Wahrscheinlichkeit soziale Ungleichheit einhergehen“ (Hradil 2004, S. 197) bezeichnet. „Dimensionen“ sind Lebensbereiche und -bedingungen, welche durch Auswirkungen sozialer Ungleichheit mit unterschiedlichen Zugängen versehen und damit verschieden verteilt sind (z. B. berufliche Stellung, Bildung, Prestige, Freizeit- und Umweltbedingungen). Über diese wird nicht nur die Stellung des Individuums in einer Gesellschaft bestimmt, sie eröffnet oder verschließt gleichzeitig die Möglichkeit nachfolgender Generationen. Die „Folgen“ ungleicher Lebensbedingungen bestimmen praktisch jeden Bereich des individuellen Handelns (sprachliche Ausdrucksfähigkeit, Erziehung, Delinquenz, Lebensstil, Gesundheitsfürsorge etc.). „Eine Dimension sozialer Ungleichheit kann dabei auch zu einer Determinante für eine andere Ungleichheit werden. So kann soziale Herkunft zu Bildungsungleichheiten (Dimension) führen und diese können dann zur Determinante von Einkommensungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt werden“ (Solga et al. 2009, S. 18; dazu auch Hartmann 2004, S. 155 ff.). Ebenso können Folgen

sozialer Ungleichheit (bspw. Delinquenz) zu Determinanten (Gruppe der Straffälligen) werden, diese scheinbare monokausale Herleitung ist in der Realität jedoch kaum vorzufinden und müsste multi-dimensional gedacht werden. Die Soziale Arbeit bearbeitet losgelöst von der beschriebenen kausalen Wirkungskette lediglich die resultierenden Folgen sozialer Ungleichheit, da diese in den jeweiligen Handlungsfeldern sichtbar werden. Die Nachhaltigkeit sozialarbeiterischer Bestrebungen im Bereich der Fanszenen ist daher aus dieser Perspektive kritisch zu betrachten. Nun sind Fans als Zielgruppe der Sozialen Arbeit in mehrfacher Hinsicht sozialen Belastungssituationen ausgesetzt. Soziale Ungleichheit schlägt bei ihnen in besonderer Art und Weise in dem Sinne ins Gewicht, als dass einerseits Mobilitätsversprechungen durch Leistung oder besondere Anstrengung nicht wirksam werden sowie sich andererseits Ungleichheitserfahrungen in konkretem Verhalten manifestieren, welches sich deutlich von Normalitätserwartungen abhebt.

5.4 Diskussion im Rahmen dieser Expertise

Fanprojekte im Fußball sind eine sinnvolle und notwendige Einrichtung, nichtsdestotrotz sind strukturelle und inhaltliche Punkte anzusprechen. Die Problematik der Finanzierung von Fanprojekten wurde bereits dargestellt und ist grundsätzlicher Natur. Eine Unterbesetzung der Fanprojekte – vor allem aufgrund finanzieller Mittelbegrenzungen – stellt keine hinzunehmende Arbeitgrundlage dar. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass eine strukturell begründete Unterbesetzung wesentliche pädagogische Auswirkungen mit sich bringt. Vor dem Hintergrund der dargestellten, breit akzeptierten und im NKSS (2011) aufgeführten Lebensweltorientierung sowie des Szeneansatzes können neue sozialpädagogische Handlungskonzepte, welche jedoch aufgrund geänderter Rahmenbedingungen und Entwicklungen notwendig werden (Auflösung und Reformulierung von Jugend in der Individualisierung), nicht umgesetzt werden. Die bereits geleistete, gegenwärtige Sozialarbeit muss sich in dem vorgegebenen Rahmen auf die Bearbeitung aktueller Ereignisse und Symptome beschränken, eine nachhaltig angelegte Begleitung der Fanszene ist somit nur bedingt und situativ möglich. Selbst wenn die Rahmenbedingungen anders und günstiger angelegt wären – was unbedingt wünschenswert ist – muss sich die Arbeit mit Fans konzeptionell von der Defizit- und Devianzorientierung des NKSS lösen und einen konzeptionellen Bezug zwischen einem richtig verstandenen Szeneansatz und sozialer Ungleichheit herstellen.

Es geht jedoch weder darum, abweichendes Verhalten wie bspw. Gewalt im Rahmen des passiven Fußballsport als unbedingt, quasi zwangsläufig szenetypische und aus

sich selbst heraus im Zuge des Events spontan entstehende Verhaltensweise zu verstehen, noch diese in ihrer Entstehung und Begründung mit sozialen Merkmalen zu verknüpfen. Albrecht weist hier auf den völlig unzureichenden Forschungsstand hin, welcher derartige spekulative Schlüsse als ein potentiell risikoreiches und gefährvolles Unternehmen markiert. Der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Gewalt ist sozialwissenschaftlich nicht signifikant bzw. inkonsistent. Da der Nachweis dieses Zusammenhangs kritisch zu betrachten ist, sollten generelle Behauptungen vermieden und eben nicht vage in die sozialarbeiterische Handlungspraxis übernommen werden (vgl. Albrecht 2001, S. 218). Die einfach-kausale und alltagstheoretische Betrachtung der Beziehung von abweichendem Verhalten und sozialen Lagemerkmalen mag verführerisch sein, ist jedoch in ihrer Simplität keinesfalls zulässig: „Generell dürfte gelten, dass die Beziehungen zwischen bestimmten strukturellen Bedingungen und bestimmten Handlungsfolgen in bestimmten sozialen Kontexten und für bestimmte gesellschaftliche Gruppen unterschiedlich, vielleicht sogar gegenläufig sein können“ (Albrecht 2001, S. 220). Der Blick sollte deshalb auf die prekären Lebenslagen und mangelhaften Mittelausstattungen einzelner Individuen und Gruppen im Sinne der Bearbeitung von Benachteiligungen und dem Angebot von Unterstützungsleistungen gelegt werden, da nur so effektive Hilfe in dem Ausgleich sozialer Ungleichheit nachhaltige Wirkung zeigen kann. Sozialarbeiter/innen müssen, angelehnt an das zuvor beschriebene Professionsverständnis, aufgrund neuerer Konzepte zur sozialen Ungleichheit in ihrer individuellen Praxis eine fundierte und gegenstandsangemessene Sachstandsanalyse betreiben (können). Nur so kann gewährleistet werden, dass notwendige Hilfeleistungen tatsächlich adressatinnen- und adressatengerecht konzipiert werden und auch dort ankommen, wo sie individuell benötigt werden. Voraussetzung hierzu ist eine fortlaufende Aus- und Fortbildung der im Feld der Fanszenen tätigen Fachkräfte.

6 Fazit

Verbindung von Lebenswelt und Ungleichheit als „neuer Ansatz“ in der Fanarbeit

In den Sozialwissenschaften finden sich heute hochdifferenzierte und zugleich spezialisierte Aufgabenbereiche, von denen die bedeutsamsten neben analytischen Betrachtungen zum Feld der sozialen Ungleichheiten (vgl. Diewald/Faist 2011, S. 92) verstärkt gesellschaftliche Phänomene wie Armut, Prekarisierung und Arbeitslosigkeit (vgl. Butterwege 2010; Ludwig-Meyerhofer/Kühn 2010) sowie defizitäre Lebenslagen von Individuen und sozialen Gruppen (vgl. bspw. Beck 2010 et al.; Barz et al. 2010; Diefenbach 2010; Gomolla/Radtke 2009) in

den Blick nehmen. Aus diesem Kontext heraus erweitern sich fortlaufend Theorien und Modelle zur Genese sozialer Ungleichheit (vgl. Diewald/Faist 2011; Degele/Winker 2011), denen es jedoch nach wie vor nicht gelingt eine universell gültige »Grand Theory« hervorzubringen (vgl. Diewald/Faist 2011, S. 93). Dies führt eben nicht nur für die Wissenschaft zu einem erhöhten Aktualisierungsbedarf, sondern verlangt vor allem auch für die berufspraktischen Felder der (angewandten) Sozialwissenschaften wie der Sozialen Arbeit nach einer geradezu forschungsfundierten und dauerhaft reflexiven Handlungspraxis. Konzepte mit einem Lebensalter von 15 Jahren werden aller Wahrscheinlichkeit in der Sozialen Arbeit keinen Bestand haben, da sich die sozialen Bedingungen fortwährend verändern.

Mit Blick auf gesellschaftliche Mangelercheinungen und Problemsettings steht vor allem die Soziale Arbeit unter permanentem Druck, da sie fortlaufenden gesellschaftlichen Veränderungen begegnen muss und dabei Kernaufgaben zum einen nicht hinreichend deutlich sind (Professionsverständnis), zum anderen die eigene Praxis, verstärkt durch institutionelle Hürden und negative Determinanten, in zahlreichen gesellschaftlichen Teilbereichen erschwert wird (vgl. Gomolla/Radtke 2009; Geißler 2008; Thole/Kloos 2005). Die Vielfalt und ständige Ausdifferenzierung helfender Berufe und die daraus resultierende kurze Halbwertszeit von sozialarbeiterischen Herausstellungsmerkmalen (vgl. Combe/Helsper 2002, S. 29 ff.) bedeutet, dass Soziale Arbeit im Rahmen unterschiedlichster Handlungsfelder auf neuartige Phänomene reagieren (Entgrenzung von Jugend und Jugendlichkeit sowie Szenen), Gegebenheiten der funktionaldifferenzierten Gesellschaft berücksichtigen und gegebene Ungleichheitsstrukturen und -mechanismen aufzeigen muss. Während sich wissenschaftliche Akteure auf eher abstrakte Weise über probate und nachhaltige Präventionsmöglichkeiten (vgl. Butterwegge 2010, S. 538) zur Lösung gesamtgesellschaftlicher und individueller Problemlagen begrenzen müssen (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2010, S. 11) und z. B. zur Kompensation sozialer Ungleichheit strukturelle Bildungsmaßnahmen anstoßen (vgl. Butterwegge 2010, S. 538), steht die Soziale Arbeit vor der Aufgabe, Ungleichheiten praktisch zu begegnen und z. T. unmittelbar individuell zu bearbeiten. Während die analytische Betrachtung sozialer Ungleichheiten (vgl. Diewald/Faist 2011, S. 92) immer komplexere (Un-)Gerechtigkeitsbegriffe bzw. -konzepte (vgl. Brettschneider 2007, S. 365) sowie Theorien und Modelle zur Genese sozialer Ungleichheit (vgl. Diewald/Faist 2011; Degele/Winker 2011) hervorbringt, verbleibt die Soziale Arbeit als praxeologisch eingewiesen und praktisch ausgerichtet auf der Ebene der betroffenen Individuen/sozialen Gruppen. Dort muss sie sich kooperativ und interdisziplinär positionieren. Für die Soziale Arbeit

relevantes Wissen entsteht hier zumeist im Zusammenspiel verschiedener Professionen und Disziplinen, da eine eigenständige Wissenschaft Sozialer Arbeit sich bislang noch in der Etablierung befindet. Umso größer ist der Anspruch an heutige Praktiker/innen, Erkenntnisse von benachbarten wissenschaftlichen Disziplinen zu berücksichtigen bzw. in die eigene Arbeit zu integrieren - ein mit Blick auf die prekäre Mittelausstattung der Handlungsfelder nicht unbedingt »leichtes« Unterfangen.

Zu den heterogenen und ausdifferenzierten wissenschaftlichen Erkenntnissen bzgl. sozialer Ungleichheiten im Aufgabenbereich der Sozialen Arbeit, kommen zwei weitere Ebenen hinzu: Einerseits steht die Soziale Arbeit vor der unabdingbaren Aufgabe Klienten/innen (gruppen) eindeutig im Feld zu identifizieren und somit adressaten- und adressatinnengerechte Angebote bereitzuhalten. Andererseits geschieht dies im diffusen Rahmen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse, die einer weiteren fundierten wissenschaftstheoretischen Rahmung bedürfen.

Die Lebensweltorientierung (Thiersch 1992, 1995; Thiersch et al. 2012) stellt in diesem Zusammenhang eine der gangbarsten Positionen der Sozialen Arbeit dar (vgl. Füssenhäuser 2006, S. 128 f.). Das Konzept bezieht sich auf die ausgeführten zwei Theorielinien: Zum einen die der Pluralisierung und Individualisierung gesellschaftlicher Verhältnisse nach Ulrich Beck (Beck 1983, 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1994), zum zweiten auf das Theorem der Lebens- oder Alltagswelt (vgl. Schütz/Luckmann 1975). Lebensweltorientierung ist an den in dieser Expertise vorgestellten Ansatz der Szene als moderne Form der jugendlichen (und erwachsenen) Vergemeinschaftung anschlussfähig und stellt hierfür eine Voraussetzung dar (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010b). Sie ist in der Konsequenz von den »harten Verhältnissen des Sozialen« betroffen, das bedeutet, von der Ausstattung des Individuums mit ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital bzw. deren ungleicher Verteilung. Diese Theorielinien zeichnen Thiersch et al. (2012, S. 183 f.) nach und sollten zur Erklärung der Bedeutung sozialer Herkunft und sozialer Ungleichheit in der Sozialen Arbeit mit Fans unbedingt aufgegriffen werden.

Bedeutung des Sports

Dem Sport kommt in der Sozialen Arbeit eine doppelte Bedeutung zu. Er ist einerseits Technik oder Trägerschicht sozialarbeiterischer Intervention (Fußballturniere in der Präventionsarbeit, Laufgruppen in der offenen Jugendarbeit, Boxen in der Arbeit mit devianten Jugendlichen etc.), vor allem aber der gesamte Bereich der Erlebnispädagogik mit Segeln und Trekking (vgl. hier Fischer/Ziegenspeck 2008), andererseits aber auch

Handlungsfeld, d. h. der Ort des Einsatzes professioneller Sozialarbeiter/innen (Soziale Arbeit in Vereinen des Breitensports, vor allem in den Fanszenen des Profisports). Die im Zentrum stehende Zielgruppe ist vor allem die der Jugendlichen. Die beiden hauptsächlichen Erklärungsansätze für individuelle Bedürfnislagen, welche die Intervention der Sozialen Arbeit rechtfertigen, sind mit den Modellen sozialer Herkunft zum einen und Lebenslagen zum anderen verbunden. Andererseits ist der Sport aber auch Rahmung für die strukturelle Herausbildung und Ausgestaltungsfläche von jugendlichen Fanszenen.

Prozesse der Individualisierung finden sich markant in Szenen bzw. Fanszenen wieder und beeinflussen damit zwangsläufig auch bisherige sozialarbeiterische Interventionsmaßnahmen. Die Szene zeigt sich hier als Zugang zu jugendlichen Fans, da jene aufgrund ihrer Unverbindlichkeit und Zugänglichkeit verschiedenste Partizipationsmöglichkeiten bereithält und damit eine immense Attraktivität besitzt. Gleichzeitig macht die nebulöse Struktur und Größe der Fanszene im Fußball diese zu einem sozialarbeiterisch nicht in Gänze bearbeitbaren Gegenstand.

Handlungsanregungen

Es sollte zunächst darüber nachgedacht werden, inwieweit die im Handlungsfeld tätigen Fachkräfte und -dienste ihre Angebote mit Blick auf Reichweite, Inanspruchnahme und Adressaten- und Adressatinnenpartizipation an jeweils vorliegenden Szenenthemen orientieren können. Dies gelingt bei der Arbeit mit Fußballfans bereits in Ansätzen, indem regionale Szenenschwerpunkte in sozialpädagogischen Maßnahmen Berücksichtigung finden (themenrelevante Vorträge und Studienfahrten, Fußballturniere, Einrichtung von Anlaufstellen und Treffpunkten). Mit Blick auf die Problematik Gewalt und Devianz ist an dieser Stelle erneut auf die unsichere Datenlage zu verweisen, die letztlich keine Grundlage für sozialarbeiterisches bzw. -pädagogisches Handeln sein kann. Die vorhandenen Kapazitäten für ein derartiges Unterfangen wären zudem nicht ausreichend. Dennoch präsentiert sich die sozialarbeiterische Praxis in Anlehnung an das NKSS mitunter als »unterschwellige Eingriffsbehörde«. Dies sollte vermieden werden. Dazu kommen zahlreiche Forschungslücken: Einerseits ist die Struktur und Konstitution gewaltorientierter und dezidiert gewaltsuchender Gruppierungen im Bereich des Fußballsports nach aktueller Sachlage vollständig intransparent, da es hier an aktuellen empirischen Untersuchungen mangelt, die wiederum durch erhebliche Hürden beim Feldzugang erschwert werden. Andererseits wird damit offensichtlich, dass Wirkungsweisen von ordnungsinstanzlichen Sanktionen und präventiven bzw.

interventiven Maßnahmen der Sozialen Arbeit nicht einschätzbar sind – dies vor allem mit Blick auf ihre langfristigen und nachhaltigen Folgen. Es ist denkbar, dass ggf. im Rahmen der Fanszenen geschlossene und elitär organisierte Subgruppen entstehen, deren innere Konstitution einer klassischen Subkultur gleicht, die sich jedweder Einflussnahme von außen entziehen und zugleich die gruppenspezifische Agitationsfläche auf alle übrigen Lebensbereiche ausweiten. Inwieweit dieser Sachverhalt auf einige der heute noch aktiven Hooligangruppen zutrifft, ist ebenfalls empirisch nicht beleg- oder generalisierbar.

Es ist alltagswissenschaftlich naheliegend, auf derartig ungeklärte Phänomene provisorisch mit einem klassischen „Gießkannenprinzip“ zu reagieren. Kleine Teile der Fanszene (z. B. Szenekern) oder hier verorteten Subszenen (z. B. lokale Ultragruppen) können sicherlich als Multiplikatoren eingesetzt werden, was mit Blick auf die innere Konstitution von Szenen durchaus ergiebig sein kann.

Darüber hinaus sollte jedoch Abstand von der Gruppenarbeit mit ganzen Szenen genommen werden, da hier temporäre Verhaltensmuster „der Anderen“ verstärkt greifen. Jugendliche Fußballfans sind als Szenemitglieder ggf. verschiedenen Subszenen (Ultras, Kuttenfans etc.) und spezifischen Ausrichtungen (fußballzentriert, erlebnisorientiert etc.) zuzuordnen, eine Ableitung wiederkehrender Verhaltensweisen lässt sich aber dauerhaft nicht vornehmen. Dazu sind die in Szenen aufzufindenden Motivlagen, Partizipationsinteressen und -intensitäten sowie Auswirkungen von sozialer Ungleichheit deutlich zu individuell und heterogen, was eine verstärkte bedarfsorientierte Einzelfallarbeit notwendig macht.

Natürlich bieten Großevents, wie der Fußballsport, zahlreiche Konfliktherde, in denen Jugendliche problematische Grenzerfahrungen machen können. Mit Bezug auf die skizzierten Dimensionen sozialer Ungleichheit wird aber zugleich deutlich, dass Problemkonstellationen weitaus inkorporierter sowie tieferliegend identifiziert werden müssen, da sie im Rahmen der »Kompensationsfläche Fußball« sehr häufig lediglich symptomatisch hervortreten. Dies setzt eine Analyse der Lage des Individuums im sozialen Raum sowie die Identifikation vorhandener Kapitalien/Ressourcen voraus, die über die Zuordnung zum Thema „Fußball/Fanszene“ hinaus geht.

Unbestritten ist, dass hiermit ebenfalls Lebenslagen von sozialen Gruppen beschrieben werden. Offen bleibt jedoch, ob diese eben auch in der Szene aufzufinden sind. Kurzum: Problemkonstellationen entstehen nicht zwangsläufig innerhalb der Fanszene, sondern werden von »außen« in sie hineingetragen, ohne dass in dieser

vergleichbare Erfahrungen gemacht werden oder ein Kontakt zu ähnlich situierten Personen besteht. Auch dies kann den Attraktivitätsgrad der Szene erhöhen. Als abschließender Aspekt sollte angeführt werden, dass Szenen einen hohen Grad an Vernetzungen aufweisen, die über regionale Grenzen hinweg diffundieren. Szenepyische Orte stellen damit nur temporäre Bezugspunkte dar. Arbeit mit Fans ist damit eben auch als überregionale Soziale Arbeit zu verstehen.

Literatur

- Abels, H. (2010): Identität. Wiesbaden, VS (2. Auflage)
- Abels, H./König, A. (2010): Sozialisation: Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinanderspielen. Wiesbaden, VS
- Abraham, M./Büschges, G. (2004): Einführung in die Organisationssoziologie. Wiesbaden, VS
- Akremiti, L./Hellmann, K. (2010): Fans und Konsum. In: Roose, J. et al. (Hrsg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 309-332
- Albrecht, G. (2001): Soziale Ungleichheit, Deprivation und Gewaltkriminalität. In: Albrecht, G. et al. (Hrsg.): Gewaltkriminalität zwischen Mythos und Realität. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 9-70
- Albrecht, G. (2010): Jugend: Recht und Kriminalität. In: Krüger, H.-H./Grunert, C. (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Wiesbaden, VS, S. 831-906 (2. Auflage)
- Anhorn, R. (2002): Kritische Kriminologie und soziale Arbeit. Impulse für professionelles Selbstverständnis und kritisch-reflexive Handlungskompetenz. Weinheim, Juventa
- Arbeitsgruppe Nationales Konzept Sport und Sicherheit (1992): Ergebnisbericht. Deutsche Sportjugend im Deutschen Sportbund e. V., Frankfurt/M., dsj
- Ballew, J. R./Mink, G. (1995): Was ist Case Management? In: Wendt, W. R. (Hrsg.): Unterstützung fallweise. Case Management in der Sozialarbeit. Freiburg/Br., Lambertus, S. 56-83
- Barker, E. (1993): The making of a Moonie. Choice or Brainwashing? Ashgate, Aldershot (5. Auflage)
- Barz, H. et al. (2010): Kulturelle Bildungsarmut und Wertewandel. In: Quenzel, G./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten. Wiesbaden, VS, S. 95-121
- Baurmann, M. (2008): Lokale und globale Verantwortung von Unternehmen. Drei Thesen zum Verhältnis von Markt und Moral. In: Heidbrink, L./Hirsch, A. (Hrsg.): Verantwortung als marktwirtschaftliches Prinzip. Frankfurt/M., Campus, S. 117-144.
- Beck, M. et. (2010): Determinanten des Bildungserfolgs von Migranten. In: Quenzel, G./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten. Wiesbaden, VS, S. 313-340.
- Beck, U. (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen, Otto Schwartz, S. 35-74 (Soziale Welt, Sonderband 2)
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M., Suhrkamp
- Beck, U. (2007): Weltrisikogesellschaft: Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt/M., Suhrkamp
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart. In: Zeitschrift für Soziologie, 22. Jg., H. 3, S. 178-187
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 10-39
- Beier, K. (2012): Sexualität und Geschlechtsidentität. Entwicklung und Störungen. In: Fegert, J. (Hrsg.) Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters. Berlin, Springer, S. 735-784 (2. Auflage)
- Berger, P. (2010): Alte und neue Wege der Individualisierung. In: Berger, P./Hitzler, R. (Hrsg.): Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert jenseits von Stand und Klasse? Wiesbaden, VS, S. 11-25
- Bernard, M. (1986): Das sportliche Spektakel. In: Hortleder, G./Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 48-59
- Blödorn, M. (1974): Fußballprofis. Die Helden der Nation. Hamburg, Hoffmann und Campe
- Böhnisch, L./Müller, H. U. (1989): Lebenslage, Lebensbewältigung und familiales Generationenverhältnis bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Stadt-Land-Vergleich. In: Bertram, H. et al. (Hrsg.): Blickpunkt Jugend und Familie. Internationale Beiträge zum Wandel der Nation. Weinheim, München, Juventa, S. 303-329

- Borrmann, S. (2006): Soziale Arbeit mit rechten Jugendcliquen. Grundlagen zur Konzeptentwicklung. Wiesbaden, VS (2. Auflage)
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen, Schwartz, S. 183-198 (Soziale Welt, Sonderband 2)
- Bourdieu, P. (1986): Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports. In: Hortleder, G./Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 91-112
- Brand, R. (2010): Sportpsychologie. Wiesbaden, VS
- Brandt, C. (2012): Einleitung. Zur Popularität des Fußballs. In: Dies. (Hrsg.): Gesellschaftsspiel Fußball. Eine sozialwissenschaftliche Annäherung. Wiesbaden, VS, S. 9-18
- Bronfenbrenner, U. (1976): Ökologische Sozialforschung. Stuttgart, Klett
- Bronfenbrenner, U. (1981): Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. Stuttgart, Klett
- Burrage, M. et al. (1990): An actor-based framework for the study of professions. In: Burrage, M./Torstendahl, R. (Eds.): Professions in theory and history. Rethinking the study of the professions. London, Sage, S. 203-225
- Burzan, N. (2011): Soziale Ungleichheit. Wiesbaden, VS (4. Auflage)
- Butterwegge, C. (2010): Kinderarmut und Bildung. In: Quenzel, G./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten. Wiesbaden, VS, S. 537- 556
- Cachay, K./Thiel, A. (2000): Soziologie des Sports. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklung des Sports der modernen Gesellschaft. Weinheim, Juventa
- Chassé, K. A./Wensierski, H.-J. von (Hrsg.) (1999): Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, Juventa
- Christa, H. (2006): Ein Spiel zwischen Fankultur, Ballkunst und Kommerz – Betrachtungen zum Systemwechsel im professionellen Fußball. In: Brandes, H. et al. (Hrsg.): Hauptsache Fußball – Sozialwissenschaftliche Einwürfe. Gießen, Psychosozial, S. 71-94
- Claußen, B. (1996): Die Politisierung des Menschen und Instanzen der politischen Sozialisation. Problemfelder gesellschaftlicher Alltagspraxis und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung. In: Claußen, B./Geißler, R. (Hrsg.): Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch. Opladen, Leske und Budrich, S. 15-48
- Coester, M. (1996): Elternautonomie und Staatsverantwortung bei der Pflege und Erziehung von Kindern. In: FamRZ, 43. Jg., H. 19, S. 1181-1187
- Coleman, J. (1988): Social Capital in the Creation of Human Capital. In: American Journal of Sociology, 94. Jg., S. 95-120
- Coleman, J. (1991): Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1. Handlungen und Handlungssysteme. München, Oldenbourg
- Combe, A./Helsper, W. (2002): Professionalität. In: Otto, H.-U. et al. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft. Professionalität und Kompetenz. Opladen, Leske und Budrich, S. 29-49
- Cox, E. (2001): Sozialkapital in Australien. In: Putnam, R. D. (Hrsg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Gütherloh, Bertelsmann, S. 199-254
- Degele, N./ Winker, G. (2011): Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung. In: Berliner Journal für Soziologie, 21. Jg., H.1, S. 69-90
- Deinet, U. (Hrsg.) (2009): Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden, VS
- Dexheimer, A. (2011): Forschung in der Sozialen Arbeit. Ein Beitrag zu einem mehrdimensionalen methodologischen Fundament. Bad Heilbrunn, Klinkhardt
- Diefenbach, H. (2010): Kinder und Jugendliche aus Migrantenfamilien im deutschen Schulsystem. Erklärungen und empirische Befunde. Wiesbaden, VS
- Diewald, M./ Faist, T. (2011): Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten: Soziale Mechanismen als Erklärungsansatz der Genese sozialer Ungleichheiten. In: Berliner Journal für Soziologie, 21. Jg., H. 1, S. 91-114
- Dimitriou, M. (2011): Sport zwischen Inklusion und Exklusion. Salzburg („S:Z:D Arbeitspapiere Praxis“ der Robert-Jungk-Stiftung)

- Dollinger, B./Raithel, J. (2006): Einführung in Theorien abweichenden Verhaltens. Perspektiven, Erklärungen und Interventionen. Weinheim, Beltz
- Dunning, E. (1992): Die Entstehung des Fußballsports. In: Hopf, W. (Hrsg.): Fussball: Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart. Münster, Lit, S. 42-53
- Durkheim, E. (1986) [1893]: De la division du travail social. Paris, Presses Universitaires de France. (11e édition)
- Erikson, E. (2003): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart, Klett (5. Auflage)
- Erler, M. (2010): Soziale Arbeit: Ein Lehr- und Arbeitsbuch zu Geschichte, Aufgaben und Theorie. Weinheim, Juventa
- Falk, P. (2004): Ultramanie. In: Schmidt-Lauber, B. (Hrsg.): FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins. Münster, Lit, S. 98-115
- Farin, K. (2001): generation-kick.de. Jugendsubkulturen heute. München, Beck
- Ferchhoff, W. (2005): Jugendkulturen. In: Deinet, U./Sturzenhecker, B. (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, VS, S. 113-124
- Ferchhoff, W. (2006): Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Jugendschutz und Erziehung, H. 2/2006, S. 2-5
- Ferchhoff, W. (2007): Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Wiesbaden, VS
- Ferchhoff, W./Dewe, B. (1991): Postmoderne Stile in den Jugendkulturen. In: Helsper, W. (Hrsg.): Jugend zwischen Moderne und Postmoderne. Opladen, Leske und Budrich, S. 183-199
- Ferchhoff, W./Olk, T. (1988): Strukturwandel der Jugend in internationaler Perspektive. In: Dies. (Hrsg.): Jugend im internationalen Vergleich. Sozialhistorische und soziokulturelle Perspektiven. Weinheim, München, Juventa, S. 9-30
- Fischer, T./Ziegenspeck, J. (2008): Erlebnispädagogik. Grundlagen des Erfahrungslernens. Bad Heilbrunn, Klinkhardt
- Frey, B. (2000): Citius, Altius, Fortius in Sport und Wirtschaft. Eine ökonomische Analyse des Sports. In: Jaeger, F./Stier, W. (Hrsg.): Sport und Kommerz. Neuere ökonomische Entwicklungen im Sport, insbesondere im Fussball. Chur, Zürich, VR, S. 17-34
- Friedrichs, J. (1998): »Im Flugsand der Individualisierung?« In: Ders. (Hrsg.): Die Individualisierungs-These. Opladen, Leske und Budrich, S. 7-11
- Füssenhäuser, C. (2006): Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit. In: Dollinger, B./Raithel, J. (Hrsg.): Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar. Wiesbaden, VS, S. 127-144
- Gabler, J. (2009): Ultrakulturen und Rechtsextremismus. Fußballfans in Deutschland und Italien. Köln, PapyRossa
- Gabler, J. (2010): Die Ultras. Fußballfans und Fußballkulturen in Deutschland. Köln, PapyRossa
- Gabriel, K. (1994): Jugend, Religion und Kirche im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess. In: Gabriel, K./Hobelsberger, H. (Hrsg.): Jugend, Religion und Modernisierung. Kirchliche Jugendarbeit als Suchbewegung. Opladen, Leske und Budrich, S. 53-74
- Gabriel, M. (2004): Ultra-Bewegung in Deutschland. Von Doppelhaltern und Choreografien – die Antwort der Kurve auf den Fußball als Event. In: Bündnis Aktiver Fußballfans (Hrsg.): Ballbesitz ist Diebstahl. Fußballfans zwischen Kultur und Kommerz. Göttingen, Die Werkstatt, S. 179-194
- Galuske (2011): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, Juventa
- Galuske, M./Müller, C. W. (2012): Handlungsformen in der Sozialen Arbeit. Geschichte und Entwicklung. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden, VS, S. 587-610
- Gebauer, G. (1986a): Die künstlichen Paradiese des Sports. Zur Einführung. In: Hortleder, G./Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 7-24
- Gebauer, G. (1986b): Festordnung und Geschmacksdistinktionen – Die Illusion der Integration im Freizeitsport. In: Hortleder, G./Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 113-143

- Gebauer, G./Hortleder, G. (1986): Fußball – Die Nachrichten über Brüssel. In: Hortleder, G./Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 260-284
- Gebhardt, W. (2010): Fans und Distinktion. In: Roose, J. et al. (Hrsg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 183-204
- Geißler, R. (2008): Die Metamorphose der Arbeiter-tochter zum Migrantensohn. In: Berger, P.A./Kahlert, H. (Hrsg.): Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert. Weinheim, Juventa, S. 71-100 (2. Auflage)
- Gerlach, I. (2004): Familienpolitik. Wiesbaden, VS
- Geulen, D. (1991): Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Ansätze. In: Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Beltz, S. 21-55 (4. Auflage)
- Girtler, R. (2001): Methoden der Feldforschung. Stuttgart, utb (4. Auflage)
- Gissel-Palkovich, I. (2011): Lehrbuch Allgemeiner Sozialer Dienst – ASD. Rahmenbedingungen, Aufgaben und Professionalität. Weinheim, Juventa
- Giulianotti, R. (1995): Participant observation and research into football hooliganism. Reflections on the problems of entrée and everyday risks. In: Sociology of Sport Journal, 12. Jg., H. 1, S. 1-20
- Giulianotti, R. (1999): Football. A Sociology of the Global Game. Cambridge, Polity Press
- Gomolla, M./Radtke, F. (2009): Einleitung. In: Gomolla, M./Radtke, F. (Hrsg.): Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Wiesbaden, VS, S. 15-33
- Granovetter, M. S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: The American Journal of Sociology, 78 Jg., H. 6, S. 1360-1380
- Hartmann, M. (2004): Elitesoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/M., Campus
- Heim, R./Brettschneider, W.-D. (2002): Sportliches Engagement und Selbstkonzeptentwicklung im Jugendalter. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 5. Jg., H. 1, S. 118-138
- Heimann, P. et al. (1965): Unterricht. Analyse und Planung. Hannover, Schroedel
- Heiner, M. (2010): Kompetent handeln in der Sozialen Arbeit. München, Reinhardt
- Heite, C. (2008): Soziale Arbeit im Kampf um Anerkennung. Professionstheoretische Perspektiven. Weinheim, Beltz
- Heitmeyer, W./Peter, J. (1988): Jugendliche Fußballfans. Soziale und politische Orientierungen, Gesellungsformen, Gewalt. Weinheim, München, Juventa
- Helsper, W. et al. (2000): Professionstheorie, Professions- und Biographieforschung. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 1. Jg., H. 1, S. 5-19
- Hennes, W. (1998): Grußwort Wilhelm Hennes. In: Deuters, F.-W./Pilz, G. (Hrsg.): Aufsuchende, akzeptierende, abenteuer- und bewegungsorientierte, subjektbezogene Sozialarbeit mit rechten, gewaltbereiten jungen Menschen. Aufbruch aus einer Kontroverse. Münster, Lit, S. 17-40
- Hensler, N. (2006): Akzeptanz und Auswirkung körperlich-sportlicher Aktivierung in der interdisziplinären pädiatrischen Adipositas-Nachsorge. Karlsruhe, Universitätsverlag Karlsruhe
- Hinte, W. (2012): Von der Gemeinwesenarbeit über die Sozialraumorientierung zur Initiierung von bürgerschaftlichem Engagement. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden, VS, S. 663-676
- Hitzler, R. (2011): Eventisierung. Drei Fallstudien zum marketingstrategischen Massenspaß. Wiesbaden, VS
- Hitzler, R./Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheit. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 307-335
- Hitzler, R./Niederbacher, A. (2010a): Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden, VS (3. Auflage)

- Hitzler, R./Niederbacher, A. (2010b): Forschungsfeld ›Szenen‹ – zum Gegenstand der DoSE. In: Harring, M. et al. (Hrsg.): Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanz. Wiesbaden, VS, S. 91-103
- Homfeldt, H./Schulze-Krüdener, J. (Hrsg.) (2003): Handlungsfelder der Sozialen Arbeit. Baltmannsweiler, Schneider
- Hörmann, G./Körner, W. (Hrsg.) (2008): Einführung in die Erziehungsberatung. Stuttgart, Kohlhammer
- Hörster, R. (2007): Pädagogisches Handeln. In: Krüger, H.-H./Helsper, W. (Hrsg.): Einführung in die Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft. Opladen, Budrich, S. 35-43 (8. Auflage)
- Hradil, S. (2004): Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich. Wiesbaden, VS
- Hurrelmann, K. (2007): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim, München, Juventa (9. Auflage)
- Jansen, D. (2006): Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. Wiesbaden, VS (3. Auflage)
- Jennessen, S. et al. (2013): Diskriminierung im vorschulischen und schulischen Bereich. Eine Bestandsaufnahme unter besonderer Berücksichtigung der Merkmale des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG). Berlin, Antidiskriminierungsstelle des Bundes
- Jung, K. (2010): Volk - Staat – (Welt-)Gesellschaft. Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Kollektivität in einer globalisierten Welt. Wiesbaden, VS
- Karas, F./Hinte, W. (1978): Grundprogramm Gemeinwesenarbeit. Praxis des sozialen Lernens in offenen pädagogischen Feldern. Wuppertal, Jugenddienst-Verlag
- Kathöfer, S. et al. (2013): Aufwärmphase: Ein Blick in die Geschichte des Fußballs und seiner Fans. In: Kathöfer, S./Kotthaus, J. (Hrsg.): Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland. Weinheim, Juventa, S. 23-53
- Kathöfer, S./Kotthaus, J. (2013a): Abpfiff. Zentrale Ergebnisse und zusammenfassende Diskussion. In: Kathöfer, S./Kotthaus, J. (2013): „Block X“ – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland. Weinheim, Beltz, S. 268-273
- Kathöfer, S./Kotthaus, J. (2013b): Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland. Weinheim, Juventa
- König, T. (2002): Fankultur. Eine soziologische Studie am Beispiel des Fußballfans. Münster, Lit
- Koordinationsstelle Fanprojekte [KOS] (2012): Fanprojekte 2012. Zum Stand der sozialen Arbeit mit Fußballfans. Frankfurt
- Kraul, M. et al. (2002): Biographie und Profession. Eine Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Biografie und Profession. Bad Heilbrunn, Klinkhardt, S. 7-18
- Kuhlmann, C. (2012): Der Begriff der Inklusion im Armuts- und Menschenrechtsdiskurs der Theorien Sozialer Arbeit – eine historisch-kritische Annäherung. In: Balz, H.-J. et al. (Hrsg.): Soziale Inklusion. Wiesbaden, VS, S. 35-58
- Lamp, F. (2007): Soziale Arbeit zwischen Umverteilung und Anerkennung: der Umgang mit Differenz in der sozialpädagogischen Theorie und Praxis. Bielefeld, transcript
- Landesamt für Zentrale Polizeiliche Dienste Nordrhein-Westfalen/Zentrale Informationsstelle Sporteinsätze (ZIS) (Hrsg.) (o.J.) [2011]: Jahresbericht Fußball. Saison 2010/11 (gekürzte Fassung) (<http://www.polizei-nrw.de/media/Dokumente/10-11Jahresbericht-oefentlich.pdf>)
- Lange, B./Bergmann, M. (2011): Eigensinnige Geographien. In: Bergmann, M./Lange, B. (Hrsg.): Eigensinnige Geographien. Städtische Raumeignung als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden, VS, S. 9-32.
- Ludwig-Mayerhofer, W./Kühn, S. (2010): Bildungsarmut, Exklusion und die Rolle von sozialer Verarmung und Social Illiteracy. In: Quenzel, G./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten. Wiesbaden, VS, S. 137-158
- Maaz, K. et al. (2011): Herkunft zensiert? Leistungsdiagnostik und soziale Ungleichheiten in der Schule. Eine Studie im Auftrag der Vodafone Stiftung Deutschland. Düsseldorf, Berlin

- Meinhold, M. (2012): Über Einzelfallhilfe und Casemanagement. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden, VS, S. 635-647
- Merten, R./Olk, T. (1996): Sozialpädagogik als Profession. Historische Entwicklung und künftige Perspektiven. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt/M., Suhrkamp, S. 570-613
- Mühler, K. (2008): Sozialisation. Eine soziologische Einführung. Paderborn, Fink
- Mühlum, A. (2004): Zur Entstehungsgeschichte und Entwicklungsdynamik der Sozialarbeitswissenschaft. In: Ders. (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaft /Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Freiburg/Br., Lambertus, S. 9-26
- Mührel, E. (2009): Soziale Arbeit im gesellschaftlichen Wandel. Anfragen an die Profession und Disziplin zu Beginn der 21. Jahrhunderts. Essen, Blaue Eule
- Müller, M. (2008): Fußball als Paradoxon der Moderne. Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball. Wiesbaden, VS
- Münch, R. (2002): Soziologische Theorie. Band 2. Frankfurt/M., Campus
- Münchmeier, R. (1998): »Entstrukturierung« der Jugendphase. Zum Strukturwandel des Aufwachsens und zu den Konsequenzen für Jugendforschung und Jugendtheorie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 31/1998, S. 3-13
- Münchmeier, R. (2005): Jugend. In: Otto, H. U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. München, Basel, Reinhardt, S. 816-830
- Nationaler Ausschuss Sport und Sicherheit [NKSS] (2011): Nationales Konzept Sport und Sicherheit. Fortschreibung 2012.(www.kos-fanprojekte.de/fileadmin/user_upload/media/regeln-richtlinien/pdf/nkss-20028.pdf?PHPSESSID=03171c0b3c20987521f17dd4af96564d – 20.5.2014)
- Nellessen, L. (2012): Von der Gruppenarbeit bis zur Familientherapie. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden, VS, S. 648-662
- Nix, C. (1991): §§ 27 - 36. In: Möller, W./Nix, C. (Hrsg.) (1991): Kurzkommentar zum Kinder- und Jugendhilfe-recht. Weinheim, München, Beltz, S. 68-80
- Oechler, M. (2009): Dienstleistungsqualität in der Sozialen Arbeit. Eine rhetorische Modernisierung. Wiesbaden, VS
- Oelerich, G./Otto, H.-U. (2011): Empirische Forschung und Soziale Arbeit – Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Studienbuch. Wiesbaden, VS, S. 9-24
- Olson, M. (2004): Die Logik des kollektiven Handelns. Tübingen, Mohr Siebeck (5. Auflage)
- Osswald-Rinner, I. (2011): Oversexed and underfucked. Über die gesellschaftliche Konstruktion der Lust. Wiesbaden, VS
- Otte, G. (2010): Fans und Sozialstruktur. In: Roose, J. et al. (Hrsg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 69-108
- Parsons, T. (1972): Das System moderner Gesellschaften. München, Juventa
- Parsons, T. (1976): Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen, Westdeutscher Verlag (69 - 120 mit Charles Ackerman)
- Pilz, G. (2006): Fußballfankulturen und Gewalt – Wandlungen des Zuschauerhaltens: Vom Kuttelfan und Hooligan zum postmodernen Ultra und Hooltra. In: Deutsche Polizei, 54. Jg., H. 11, S. 6-12
- Pilz, G. A./Wölki, F. (2006): Ultraszene in Deutschland. In: Pilz, G. A. et al. (Hrsg.): Wandlungen des Zuschauerhaltens im Profifußball. Schorndorf, Hofmann, S. 63-238
- Pilz, G. et al. (1982): Gutachten Sport und Gewalt. In: Pilz, G. et al. (Hrsg.): Sport und Gewalt. Schorndorf, Karl Hofmann, S. 9-22
- Pollmann, A. (2009): Fußballgott, erbarme dich! Fan-Sein als ekklesiogene Neurose. In: Ladewig, R./Vowinckel, A. (Hrsg.): Am Ball der Zeit. Fussball als Ereignis und Faszinum. Bielefeld, transcript, S. 137-156
- Pramann, U. (1980): Das bisschen Freiheit. Die fremde Welt der Fußballfans. Hamburg, Gruner und Jahr
- Putnam, R. D./ Goss, K. A. (2001): Einleitung. In: Putnam, R. D. (Hrsg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Bertelsmann: Gütersloh. S. 15-44.

- Quenzel, G./Hurrelmann, K. (2010): Bildungsverlierer. Neue soziale Ungleichheiten in der Wissensgesellschaft. In: (Hrsg.): Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten. Wiesbaden, VS, S. 11-36
- Raithel, J. (2003). Sportbeteiligung vs. Sportabstinenz und Gesundheit im Jugendalter. Befunde zu vermuteten ressourcestärkenden und entwicklungsförderlichen Leistungen des Sports. Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften, 11. Jg., H. 2, S. 146-164
- Roose, J. et al. (2010): Einleitung. Fans als Gegenstand soziologischer Forschung. In: Roose, J. et al. (Hrsg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 9-25
- Schäfer, M. (2010): Fans und Emotionen. Roose, J. et al. (Hrsg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 109-132
- Schäfer, M./Roose, J. (2005): Begeisterte Nutzer? Jugendliche Fans und ihr Medienumgang. In: Merz-Medien + Erziehung 2005/2., S. 49-53
- Schäfers, B. (1994): Entwicklung der Gruppensoziologie und Eigenständigkeit der Gruppe als Sozialgebilde. In: Ders. (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie. Heidelberg, utb, S. 19-36 (2. Auflage)
- Scherr, A. (2002): Soziale Probleme, Soziale Praxis und menschliche Würde. In: Sozialextra, 26. Jg., H. Juni 2006, S. 35-39
- Schilling, J. (2005): Soziale Arbeit. Geschichte, Theorie, Profession. München, Reinhardt (4. Auflage)
- Schimank, U./Schöneck, N. (2006): Sport im Inklusionsprofil der Bevölkerung Deutschlands. Ergebnisse einer differenzierungstheoretisch angelegten empirischen Untersuchung. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, 3. Jg., H. 1, S. 5-32
- Schlicht, W./Brand, R. (2007): Körperliche Aktivität, Sport und Gesundheit. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim, München, Juventa
- Schmiade, N./Mutz, M. (2012): Sportliche Eltern, sportliche Kinder. Die Sportbeteiligung von Vorschulkindern im Kontext sozialer Ungleichheit. In: Sportwissenschaft, 42. Jg, H. 2, S. 115-125
- Schmidt-Lux, T. (2010): Geschichte der Fans. In: Roose, J. et al. (Hrsg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 47-67
- Schoeter, K. (2008): Sozialer Tausch. In: Wilmes, H. (Hrsg.): Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge. Band 1. Wiesbaden, VS, S. 351-374
- Schroer, M. (2001): Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Frankfurt/M., Suhrkamp
- Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M., Campus
- Schütte-Bäumner, C. (2007): Que(e)r durch die Soziale Arbeit. Professionelle Praxis in den AIDS-Hilfen. Bielefeld, transkript
- Schütz, A./Luckmann, T. (1975): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied, Luchterhand
- Schütze, F. (1992): Sozialarbeit als ›bescheidene‹ Profession. In: Dewe, B. (Hrsg.): Erziehung als Profession. Zur Logik des professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen, Leske und Budrich, S. 132-170
- Schwenzer, V. (2002): Fußball als kulturelles Ereignis. Eine ethnologische Untersuchung am Beispiel des 1. FC Union Berlin. In: Zentrum für Europa- und Nordamerika-Studien (Hrsg.): Fußballwelten. Zum Verhältnis von Sport, Politik, Ökonomie und Gesellschaft. Opladen, Leske und Budrich, S. 87-116
- Schwier, J. (2005): Die Welt der Ultras. Eine neue Generation von Fußballfans. In: Sport und Gesellschaft. Zeitschrift für Sportsoziologie, Sportphilosophie, Sportökonomie, Sportgeschichte, 2. Jg., H. 1, S. 21-38
- Schwonke, M. (1994): Die Gruppe als Paradigma der Vergesellschaftung. In: Schäfers, B. (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie. Heidelberg, utb, S. 37-53
- Sennett, R. (2000): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. München, Siedler
- Siegrist, H. (2001). Professionalization/Professions in History. In: Smelser, N. J./ Baltes, P. B. (Eds.): International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences (IESBS), Vol. 18. Oxford, Elsevier Science, S. 12154-12160

- Skrobanek, J./Solvejg, J. (2010): Fans und Sozialisation. In: Roose, J. et al. (Hrsg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 205-228
- Solga, H. et al. (2009): Soziale Ungleichheit – kein Schnee von gestern! Eine Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt/M., Campus, S. 11-20
- Sorg, R. (2003): Überlegungen aus Anlaß der Frage nach einem politischen Mandat Sozialer Arbeit. In: Ders. (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Politik und Wissenschaft. Münster, Lit, S. 75-88
- Staub-Bernasconi, S. (2007): Soziale Arbeit. Dienstleistung oder Menschenrechtsprofession? Zum Selbstverständnis Sozialer Arbeit in Deutschland mit einem Seitenblick auf die internationale Diskussionslandschaft. In: Lob-Hüdepohl, A./Lesch, W. (Hrsg.) Ethik Sozialer Arbeit. Ein Handbuch. Einführung in die Ethik der Sozialen Arbeit. Paderborn, Schöningh, S. 20-54
- Stimmer, F. (2006): Grundlagen des methodischen Handelns in der sozialen Arbeit. Stuttgart, Kohlhammer (2. Auflage)
- Stolz, K. (2002): Vom Fußballwahn und anderen Krankheiten: Anamnese, Diagnosen, Therapieansätze. In: Zentrum für Europa- und Nordamerika-Studien (Hrsg.): Fußballwelten. Zum Verhältnis von Sport, Politik, Ökonomie und Gesellschaft. Opladen, Leske und Budrich, S. 17-44
- Terhart, E. (2008): Allgemeine Didaktik. Traditionen, Neuanfänge, Herausforderungen. In: Meyer, M. A. et al. (Hrsg.): Perspektiven der Didaktik. Wiesbaden, VS, S. 13
- Terhart, E. (2011): Lehrerberuf und Professionalität. Gewandeltes Begriffsverständnis – neue Herausforderungen. In: Helsper, W./Tippelt, R. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Weinheim, Beltz, S. 202-224
- Tertilt, H. (1996): Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande. Frankfurt/M., Suhrkamp
- Thiersch, H. (1992): Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim, Juventa
- Thiersch, H. (1995): Lebenswelt und Moral. Beiträge zur moralischen Orientierung sozialer Arbeit. Weinheim, Juventa
- Thiersch, H. (2009): Authentizität. In: Becker-Lenz, R. et al. (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit: Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden, VS, S. 239-254
- Thiersch, H. et al. (2012): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden, VS, S. 175-196 (4. Auflage)
- Thole, W./ Cloos, P. (2005): Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im Vorschulalter. In: Sozialextra, 19. Jg., Heft. 1. S. 19 – 23
- Ulich, D. (1991): Zur Relevanz verhaltenstheoretischer Lern-Konzepte für die Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K. /Ulich, D. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Beltz, S. 57-76 (4. Auflage)
- Urban, U. (2004): Professionelles Handeln zwischen Hilfe und Kontrolle. Sozialpädagogische Entscheidungsfindung in der Hilfeplanung. Weinheim, Juventa
- Vanberg, V. (1978): Kollektive Güter und kollektives Handeln. Die Bedeutung neuerer ökonomischer Theorieentwicklungen für die Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 30. Jg., H. 4, S. 652-679
- Villányi, D. et al. (2007): Einleitung. Jugend und Jugendkulturen in Zeiten der Globalisierung. In: Dies. (Hrsg.): Globale Jugend und Jugendkulturen. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung. Weinheim, München, Juventa, S. 9-21
- Vogelgesang, W. (2006): Individualisierte Lebensläufe und plurale Lebenswelten Jugendlicher in ländlichen Regionen. In: Faulde, J. et al. (Hrsg.): Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven. Weinheim, München, Juventa, S. 85-97
- Vollbrecht, R. (1995): Die Bedeutung von Stil. Jugendkulturen und Jugendszene im Licht der neueren Lebensstildiskussion. In: Ferchhoff, W. et al. (Hrsg.): Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten. Weinheim, München, Juventa, S. 23-37
- von Spiegel, H. (2004): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. München, Reinhardt

Wagner, L. (2009): »Bunte Flecken im grauen Alltag«. Alternative Projekte im Kontext Sozialer Arbeit. In: Dies. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Soziale Bewegung. Wiesbaden, VS, S. 152-170

Weis, K. (1995): Sport und Religion – Sport als soziale Institution im Dreieck zwischen Zivilreligion, Ersatzreligion und körperlich erlebter Religion. In: Winkler, J./Weis, K. (Hrsg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen, Westdeutscher, S. 127-150

Weiß, O. (1999): Einführung in die Sportsoziologie. Wien, WUV

Whyte, F. (1996): Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels. Berlin, de Gruyter

Zifonun, D. (2008): Exkurs über den Hooligandiskurs. In: Neckel, S./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Mittendrin im Abseits. Ethische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext. Wiesbaden, VS, S. 179-186

Zimmermann, P. (2006): Grundwissen Sozialisation. Wiesbaden, VS

IMPRESSUM

Herausgeber

Ministerium für Familie, Kinder, Jugend
Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen
Haroldstraße 4, 40213 Düsseldorf
Telefon: 0211 837-02
info@mfkjs.nrw.de
www.mfkjs.nrw

Gestaltung:



av@jva-druckmedien.de

Hinweis

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlbewerberinnen bzw. Wahlbewerbern oder Wahlhelferinnen bzw. Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags- und Kommunalwahlen sowie auch für die Wahl der Mitglieder des Europäischen Parlaments.

Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen, an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung.

Eine Verwendung dieser Druckschrift durch Parteien oder sie unterstützende Organisationen ausschließlich zur Unterrichtung ihrer eigenen Mitglieder bleibt hiervon unberührt. Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Schrift dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zu Gunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen

Haroldstraße 4, 40213 Düsseldorf
Telefon: 0211 / 837-02
info@mfkjs.nrw.de
www.mfkjs.nrw

